Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 12: Das Jahr 1921 : 50 Jahre "Schweizer Monatshefte"

Rubrik: Das Jahr 1921 : 50 Jahre "Schweizer Monatshefte"

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Jahr 1921

50 Jahre «Schweizer Monatshefte»

Zu diesem Heft

In unserer schnellebigen Zeit ist ein halbes Jahrhundert für eine politische Zeitschrift eine sehr lange Dauer. Damals, im Frühling 1921, war eben erst der Völkerbund aus der Taufe gehoben und vom Schweizervolk sanktioniert, waren die schlimmsten Wunden des Ersten Weltkrieges noch kaum an der Oberfläche verheilt, hatte der Kommunismus in der Sowjetunion noch nicht einmal die Weissen Armeen endgültig besiegt ...

Unsere Welt hat seither einen weiten Weg zurückgelegt. Die «Schweizer Monatshefte» haben diesen Weg getreulich nachgezeichnet, haben in den 50 Jahren ihres Bestehens stets versucht, am Puls der Zeit zu sein. Und doch haben sie sich auch bemüht, in der Erscheinungen Flucht etwas Konstantes zu vertreten: das liberale Gedankengut. Vielleicht kam es häufiger in seiner konservativen als in seiner radikalen Ausprägung zu Worte. Wichtiger als solche Nuancen war das konstante Bekenntnis zur Freiheit des Individuums, zur Entfaltung der Persönlichkeit, zur Behauptung unserer nationalen Freiheit. Aus Anlass dieses Jubiläums dürfen wir uns an dieser Tradition freuen.

Die «Monatshefte» haben einen Stellenwert in unserer nationalen Meinungsbildung erlangt, den man nicht missen möchte. Das verpflichtet, auch in Zukunft die Anliegen der persönlichen Freiheit in einer Zeit der Vermassung zu vertreten und doch bereit zu sein, die neue Herausforderung, die eine gewandelte Zeit an den Liberalismus richtet, zu erkennen und ernst zu nehmen.

Ullin Streiff

Die Welt nach Versailles

ROBERT SCHNEEBELI

Vieldeutiger Name

Der Name Versailles evoziert nicht nur die Vorstellung des Bauwerkes, das die Apotheose des absolutistischen französischen Königtums darstellt, sondern auch die Erinnerung an die Proklamation des Deutschen Reiches am 18. Januar 1871 und an den Vertrag vom 28. Juni 1919, der nach dem grauenvollen Geschehnis des Ersten Weltkrieges den Frieden hätte herstellen sollen, aus dem aber neuer Streit entstand, der zwanzig Jahre später zu einem zweiten Weltkrieg führte. Es ist daher nach fünfzig Jahren noch schwierig, das Friedenswerk und die Staatsmänner, die es vollbrachten, leidenschaftslos zu beurteilen. Harold Nicolson, der als junger Diplomat zur britischen Delegation an der Friedenskonferenz gehörte, gibt in seinem Tagebuch seine Eindrücke von der Zeremonie der Unterzeichnung des Friedensvertrages wieder. Wie Verurteilte von der Anklagebank seien nach der Abgabe ihrer Unterschrift die beiden deutschen Delegierten, Hermann Müller und Dr. Bell, hinausgeleitet worden. Nachher folgten die Grossen, Wilson, Lloyd George, Clemenceau. Painlevé, der in unmittelbarer Nähe Nicolsons sass, habe sich erhoben und mit beiden Händen Clemenceaus behandschuhte Rechte ergriffen. «Oui», sagte Clemenceau mit Tränen in den Augen, «c'est une belle journée.» Nicolson war dessen nicht sicher. Mit seinem Freunde Headlam Morley fand er sich darin einig, dass zur Schau getragener Erfolg schmutzig sei: «Success, when emphasised, is beastly.» Würde dieser Tag des Friedensschlusses als «une belle journée» in der Geschichte bestehen bleiben? Oder würde man sich unter nachfolgenden Geschlechtern der Meinung anschliessen, es sei hier ein hohler, falscher, schmutziger Triumph gefeiert worden? Wenn wir nach den Ursachen der Ereignisse forschen, die seither die Welt heimgesucht haben, so stossen wir so oft auf Bestimmungen jener Ordnung, die nach dem Ersten Weltkrieg geschaffen wurde, dass wir meinen, sie hätte anders sein müssen. Dann aber haben wir auch zu fragen, ob sie anders hätte sein können. Darüber wurde in den Jahren nachher leidenschaftlich diskutiert. Hier geht es nicht darum, sondern es soll versucht werden, die politische Situation der Welt zu Beginn der zwanziger Jahre zu skizzieren, als diese Zeitschrift gegründet wurde.

Alle Friedensverträge restaurieren Altes und inaugurieren Neues. Wenn Friede geschlossen wird, sind beide Bestrebungen wirksam: Eine als vor

dem Streit als heil betrachtete Ordnung wiederherzustellen und, um etwas Neues verstärkt, zu verbessern. Der Krieg erscheint als Erschütterung und Unterbruch, der Friede tendiert nach Festigkeit und Ewigkeit. Der Riss, der entstanden war, ist zu schliessen. Aus den Trümmern, die umherliegen, ist das Gebäude wieder zu errichten. Man spricht nicht einfach vom Aufbau, sondern von Wiederaufbau. Aber man geht auch mit dem Bewusstsein zu Werke, es sei jetzt, nach dem Krieg, der Moment, Neues einzuführen und zu schaffen, das anders nicht so rasch und nicht so radikal eingeführt werden könnte. Der Krieg legt Kräfte der Erneuerung frei. Ob diese Erneuerung die Opfer des Krieges wert sei, ist mit dieser Feststellung nicht beantwortet. Wir würden nicht wagen, dies im Hinblick auf einen künftigen Krieg zu behaupten. Und selbst wenn man dem Krieg in der Vergangenheit erneuernde Wirkung zuschreibt, so ist er nicht gerechtfertigt, bleibt er ein heilloses Ereignis. Das Leid über den Verlust, die Erinnerung an erlittenes Unrecht, Hass, Verachtung und Demütigung überschatten Freude und Hoffnung.

Der vorangegangene Krieg

Seit den Kriegen im Gefolge der Französischen Revolution hatte kein Ereignis die Welt so erschüttert wie der Erste Weltkrieg. Lord Grey hatte recht, als er 1914 sagte, die Lichter über Europa seien ausgegangen, sie würden nicht mehr wieder anzuzünden sein. John Maynard Keynes gibt auf den ersten Seiten seines Buches über die wirtschaftlichen Folgen des Friedens eine Skizze der Welt vor 1914, in der all die Vorzüge der Freiheit in der Bewegung von Menschen und Gütern aufgezählt werden. Gewiss kam diese Freiheit in erster Linie den Begüterten zustatten, doch auch die grosse Masse der Bevölkerung kam allmählich in den Genuss eines steigenden Wohlstandes. Der Erste Weltkrieg bedeutete den Anfang vom Ende eines Zeitalters, das vom kapitalistischen Grossbürgertum und dem ihm entsprechenden Kleinbürgertum, vom Nationalismus und dem auf andere Erdteile übergreifendem Imperialismus bezeichnet war. Hinter diesen Schlagwörtern, die keine Begriffe sind, stehen sehr verschiedene Erscheinungen, auf die durch solche Bezeichnungen nur hingewiesen werden kann. Die Rivalität zwischen Grossmächten vorwiegend nationalstaatlicher Prägung, getragen vom Bürgertum, reich dank dem Erfolg kapitalistischen Unternehmungsgeistes, miteinander nicht nur in Europa, sondern in allen Weltteilen konkurrierend, hatte zu diesem Krieg geführt, hatte die einen besiegt und entmachtet, die andern wie jene schwer geschädigt zurückgelassen. Das Besondere an diesem Krieg war der unerhörte Material- und Menschenverschleiss an der starren Front und der Bankerott der Feldherrenkunst gewesen, der Rückgriff aller Mächte auf die gesamte männliche

Bevölkerung, jenes Zwangssoldatentum, das sich nicht im Gefecht, sondern unter dem Trommelfeuer zu bewähren hatte. Die Maschine war mächtiger als der Mensch. Und in einem noch nie dagewesenen Mass wurde der europäische Krieg zum Weltkrieg. Konnte nun der Weltfriede geschlossen werden?

Prinzipien der Friedensordnung: Was waren sie wert?

Um einen Frieden zu schaffen, bedurfte es eines oder mehrerer einander zugeordneter Ordnungsprinzipien. Der Wiener Kongress, der am Ende der napoleonischen Ära zusammentrat, richtete sich nach dem Prinzip der Legitimität. In jedem Glied der dort wieder zu gründenden Staatengesellschaft sollte der legitime Herrscher regieren, den die andern als solchen anerkannten und mit dem in Frieden zu leben sie sich bereit erklärten. Die Garanten dieser Ordnung waren die Mächte der Heiligen Allianz und das ausserhalb stehende siegreiche England. Dem Friedenskongress von Paris am Ende des Ersten Weltkrieges wurden vom amerikanischen Präsidenten drei Prinzipien vorgesetzt: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, die Demokratie und der Völkerbund.

In den Vierzehn Punkten war den Völkern Österreich-Ungarns die freieste Möglichkeit autonomer Entwicklung in Aussicht gestellt worden (Punkt 10); den nicht-türkischen Nationalitäten des ottomanischen Reiches sollte eine absolute und ungestörte Möglichkeit ihrer autonomen Entwicklung verbürgt werden (Punkt 12); die Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates mit freiem Zugang zum Meer, die Garantie der politischen und ökonomischen Unabhängigkeit des polnischen Staates und dessen territoriale Integrität wurde postuliert (Punkt 13). Das Ausscheiden Russlands aus dem Krieg, der Zusammenbruch Österreich-Ungarns, die Niederlagen Deutschlands und der Türkei schufen eigene Voraussetzungen für die Entstehung neuer Staaten, von Finnland im Norden bis nach Jugoslawien im Süden. Bei der vielfältigen Verflechtung und Verzahnung der Völkerschaften und den gegenseitigen Rivalitäten unter ihnen war jedoch die Bestimmung der Grenzen ein fast unlösbares Problem, da wirtschaftliche und verteidigungspolitische Rücksichten neben den rein ethnologischen zu nehmen waren. Die Verteilung der Völkerschaften im ostmitteleuropäischen Raum liess geschlossene Nationalstaaten kaum zu. Die Friedenskonferenz war nicht in der Lage, das Staatensystem in diesem Raum nach allseits anerkannten Prinzipien zu ordnen und diese Ordnung durchzusetzen. Die an Ort und Stelle wirkenden Kräfte stellten sich dem entgegen und erzwangen Kompromisse, die mit Widerwillen angenommen wurden. Fern davon, bis ins letzte für die Schaffung einer dauerhaften Ordnung massgebend zu sein, wurde das Selbstbestimmungsrecht der Völker später immer wieder als

Argument für verschiedenste Revisionsbestrebungen in Anspruch genommen.

Das Attentat auf den österreichischen Thronfolger in einem Gebiet, wo sein Herrscherhaus und das von ihm geführte Reich autokratische Machtpolitik verfolgte, war der Anlass zum Ausbruch des Weltkrieges gewesen. Die imperialen Allüren des deutschen Kaisers, sein Bramarbasieren und Säbelrasseln hatten nicht wenig zu der Atmosphäre beigetragen, in der aus dem österreichisch-serbischen Konflikt ein allgemeiner europäischer Krieg werden konnte. Die monarchische Staatsform in ihrer mitteleuropäischen Ausprägung war, in den Augen des amerikanischen Präsidenten, weit eher geeignet, die Nationen in Kriege zu verwickeln als die Demokratie. So könnte, nachdem sie am deutschen Wesen gelitten, die Welt am demokratischen Prinzip genesen. War die Welt sicher für die Demokratie, so würde die Freiheit im Innern der Staaten gedeihen und der Friede zwischen den Staaten besser gewährleistet sein. Und die Demokratie würde der Geheimdiplomatie ein Ende setzen. Selbst Grossbritannien und Frankreich mit ihrer demokratischen Tradition brachten aber den Beweis nicht, dass diese Staatsform grössere Friedfertigkeit erzeugte. Lloyd George glaubte in den nach dem Waffenstillstand und vor der Friedenskonferenz gehaltenen Wahlen seinem Volk versprechen zu sollen, dass die Deutschen Retribution auf Heller und Pfennig zu leisten haben würden. Die französische Nation verlangte von ihren Führern nicht weniger. Die Gespräche der Diplomaten hinter verschlossenen Türen hatten den Krieg nicht verhindert. Es musste sich erst noch erweisen, ob die Reden der Staatsmänner bei offenen Fenstern zu besseren Resultaten führten.

Der Glaube an die Demokratie war den Amerikanern eigen. Man vergass jedoch zu bedenken, dass das verfassungsmässige Instrumentarium der Demokratie nicht genügt, um diese Staatsform zu wahren. Wenn die Institutionen nicht aus dem Geist einer bestimmten Ordnung originell gestaltet werden, so erweisen sie sich rasch als brüchig. Keine der neu geschaffenen Demokratien oder konstitutionell-parlamentarischen Monarchien hatte Bestand. Weder die äusseren noch die inneren Verhältnisse liessen die Welt nach Versailles sicher für die Demokratie erscheinen.

Der Völkerbund war der Versuch einer umfassenden Weltordnung und der Ansatz zu einer Weltregierung. Sein Zweck war die Gewährung gegenseitiger Garantien für politische Unabhängigkeit und territoriale Integrität in gleicher Weise für grosse und kleine Staaten. Das setzte, in dieser Formulierung der Vierzehn Punkte, voraus, dass für jeden Mitgliedstaat ein territorialer Bestand geschaffen wurde, der ihn voll befriedigte. Darüber hinaus musste er vorbehaltlos den Bestand seiner Nachbarn anerkennen – eine Voraussetzung, die zu schaffen gerade am Ende des Ersten Weltkrieges noch weniger möglich war als vorher. Der Völkerbund sollte andere Mittel

als kriegerische Auseinandersetzung zur Austragung von Konflikten bereitstellen und damit die Aufrechterhaltung von grösseren Streitkräften, als zur Aufrechterhaltung nationaler Sicherheit notwendig waren, entbehrlich machen. Der Völkerbund wurde auf Wilsons Drängen vor der Unterzeichnung der Friedensverträge von der Vollversammlung der Friedenskonferenz am 28. April 1919 angenommen. Die Verträge hätten sich also nach der Völkerbundsakte richten müssen, die in diesem Sinne eine Weltverfassungsordnung geworden wäre. Das jedoch war nicht der Fall. Es hätte vielleicht gelingen können, nach der Ausarbeitung von akzeptierten Friedensverträgen, nach der Herstellung einer tatsächlichen Friedensordnung einen Völkerbund zur Erhaltung des geschaffenen Staatensystems zu schliessen. So aber wurde der Völkerbund zum vornherein zu einer Organisation der Sieger, bestimmt, einen Status quo aufrechtzuerhalten, welcher von zu vielen mehr oder weniger deutlich angefochten war. Man schloss einen Völkerbund, dessen ideeller Gehalt ganz anders war als der Geist, aus dem heraus die konkreten Bestimmungen des Vertrages gesetzt wurden. Der Völkerbund war damit unglaubwürdig. Die Vertragsbestimmungen mussten von der Verfassung des Völkerbundes her, wenn durch nichts anderes, zum grossen Teil als ungerecht erscheinen.

Russland und Amerika, zurückgezogene Grossmächte

Die Welt war nach den Friedensschlüssen von 1919/20 von einer mächtigen Spannung zwischen bewahrenden und erneuernden Mächten und Kräften erfüllt. Die Spannung war um so gefährlicher, als sie in ihren Polen nicht leicht zu fassen war, wie stark sie auch gefühlt wurde. Sie bestand zwischen den einzelnen politischen Mächten, sie ging aber auch mitten durch die Nationen hindurch.

Europa stand, worüber es sich wenig Rechenschaft gab, zwischen den Vereinigten Staaten und Sowjetrussland. Das letztere war zur Zeit der Friedensverhandlungen noch mitten in seinen revolutionären Wirren; das neue System musste sich erst noch behaupten, aber allmählich wurde sichtbar, dass das bolschewistische Regime nicht der zaristischen Reaktion weichen würde. Es barg ein Schreckenspotential in sich: noch blieb ungewiss, ob nicht doch ähnliche Revolutionen sich in Mitteleuropa abspielen würden, auch nach dem Zusammenbruch des Spartakistenaufstandes in Berlin und dem Versuch Bela Kuns in Budapest. Es wurde zu einem Experiment, dem die westliche Welt mit einem Gemisch von Abscheu und Überheblichkeit oder einem solchen von Verwunderung und Bewunderung zuschaute. Das entsprach der Verheissung in der kommunistischen Botschaft oder Lehre und der Härte der Methoden, mit denen die Machthaber versuchten, die Lehre in die Wirklichkeit umzusetzen. Zu Beginn der zwanziger Jahre ver-

suchte der Kommunismus in Russland alle Überlieferung der alten Zeit zu zerschlagen und in sämtlichen Bereichen des Lebens neu zu beginnen. Zur gleichen Zeit begann er der nachhaltigen Agitation im Ausland zu entsagen und sich auf den «Sozialismus in einem Lande» zu beschränken. Die erste aussenpolitische Verbindung kam mit dem Rapallovertrag von 1922.

Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten die entscheidende Wendung des Krieges herbeigebracht. «Mr. Wilson's War» bedeutete einen Bruch mit der von Washington begründeten Tradition, sich vor Verstrickung in fremde Händel zu hüten. Das wilhelminische Deutschland hatte es fertig gebracht, dass der Präsident zugunsten der westlichen Alliierten alle Widerstände durchbrechen konnte. Das demokratische und hochtechnisierte Amerika hatte als Grossmacht eine Sendung. Es schien, als ob Wilson die Vereinigten Staaten in den Krieg gezogen habe, um beim Friedensschluss dabei zu sein und hier die Botschaft Amerikas nach Europa bringen zu können. In seinem Präsidenten und dessen politischen Bestrebungen war Amerika revolutionär-erneuernd. In der Haltung seiner Bevölkerung war es mehrheitlich konservativ. Die Nation war eher bereit, zu der Welt vor 1914 zurückzukehren als das neue Abenteuer aktiver Weltpolitik zu wagen. Sie versagte schliesslich dem Präsidenten die Gefolgschaft. Der Senat ratifizierte den Friedensvertrag nicht. Als Wilson den Völkerbund zur Wahlplattform machte, wurde er geschlagen. Seine Nachfolger führten Amerika nicht nur in den Isolationismus zurück, sondern sie waren auch nicht bereit, in der Frage der Begleichung der Kriegsschulden von den Grundsätzen alter internationaler Finanzpolitik abzuweichen. Die Grossmacht sehnte sich nach der Provinz zurück. Während Russland infolge seiner Revolution machtlos war, in die Welt auszugreifen, und sich auf sich selbst zurückzog, um später sich um so stärker fühlbar zu machen, verzichtete Amerika darauf, eben dem Völkerbund, der den Frieden hätte sichern sollen, seine Stärke zu geben. Beide aber waren sie Grössen, mit denen die Welt rechnen musste, ohne dass sie selbst diese Grösse hätten zur Geltung bringen können oder wollen.

Deutschland ohne Kompass

Die Spannung zwischen Altem und Neuem ging mitten durch das besiegte Deutsche Reich, das jetzt zur Republik geworden war, aber seinen stolzen überlieferten Namen beibehielt. Die Wiederherstellung dessen, was vorher gewesen, war ihm weder erlaubt noch möglich. Es sollte kein mächtiger, wirtschaftlich starker, von einem einhelligen Willen bewegter, von einer starken Führung geleiteter Staat sein. Denn ein solcher Staat hatte die kriegerische Auseinandersetzung gesucht in der Hoffnung, die Macht über den Kontinent gerade durch einen Sieg auf dem «Felde der Ehre» zu befestigen. Dass der Versuch scheiterte, war nicht eindeutig genug ein

Grund für die Deutschen, alten Träumen und Wünschen, einer alten Ordnung zu entsagen und eine neue nationale Lebensform als Volk in der europäischen Völkergemeinschaft zu beginnen. Dass der Versuch unternommen worden, war für die Sieger der Grund, von den Deutschen die Schaffung einer neuen Staatsordnung zu verlangen. Die Flucht Wilhelms II. nach Holland diskreditierte das Kaisertum für die Deutschen nicht hinreichend. Die Republik war die Folge der Niederlage, in den Augen vieler der Nation aufgezwungen. Und die Republik nahm notgedrungen in ihrem Apparat vieles mit, was aus der alten Zeit stammte und deswegen an sich nicht schlecht zu sein brauchte. Die radikale Erneuerung im Zeichen des Kommunismus scheiterte in der Revolte. So entstand der Volksstaat nicht als Errungenschaft, nicht in einem Moment des Triumphes über alte ausgehöhlte innere Mächte, nicht als Leistung der Nation, sondern als ein Gebilde der Verlegenheit. Und er reihte sich unter die andern ein unter den Bedingungen, die diese als Sieger gestellt hatten. Die Deutschen hatten Millionen von Männern auf den Schlachtfeldern verloren. Diesen Verlust teilten sie mit andern. Sie verloren darüber hinaus Gebiet und Einwohner, Bodenschätze und Produktionsstätten. Sie verloren militärische Macht, Schiffe und Kolonien. Sie sahen sich einer gewaltigen Forderung nach Reparationen gegenüber: sie sollten Schuldner bleiben, damit sie sich erinnerten, dass sie Schuldige waren. Dieses Land konnte am Anfang der zwanziger Jahre keine Politik formulieren, vermochte sich keine Ziele zu setzen, konnte keine Hoffnung fassen sondern höchstens erwarten, dass es irgendwann und irgendwie aus diesem Elend herauskäme. Die Härte der Friedensbedingungen verhinderte, dass die Deutschen eine andere Haltung als die der Verzweiflung oder des zähneknirschenden Trotzes annahmen, schlechte Voraussetzungen für Wiederaufbau, Neuschöpfung, Reformation. Die Republik gab sich eine Verfassung, die so, wie sie auf dem Papier stand, ein ausgewogenes Werk war, das vernünftigen Politikern einen festen Grund hätte geben können. Aber wer vermochte in dieser Situation schon vernünftig zu sein. «Grossartige Zeit für Lumpen und Esel», lässt ein Schriftsteller einen seiner Charaktere – einen Vertreter der «alten Ordnung» – sagen. Und dieses Deutsche Reich hatte keine Freunde und keine Verbündeten – es war nicht Mitglied des Völkerbundes, und noch war in keiner Weise auszumachen, mit welchem anderen Land es engeren Kontakt zuerst wieder finden könnte. Die Überraschung über den Rapallovertrag war auch in Deutschland nicht gering.

Ostmitteleuropa, altes Problem in neuer Gestalt

Die Niederlage Russlands und die Zerschlagung Österreich-Ungarns erforderten die Neuorganisation des ost-mitteleuropäischen Raumes mit seinen

vielen Völkerschaften. In den vorangegangenen drei Jahrhunderten hatte sich dafür die imperiale Lösung durchgesetzt, indem Österreich, Preussen, Russland und das Osmanische Reich die kleinen Nationen unterwarfen. Der Zerfall des letzteren hatte im Süden die Nationen wieder selbständig werden lassen. Jetzt war die Stunde der Befreiung in der nördlichen Hälfte des Streifens gekommen.

Die «Nachfolgestaaten» konnten sich verschieden schnell konsolidieren. Polen kämpfte durch das ganze Jahr 1920 hindurch, jagte dem Traum eines Grosspolen nach, drang bis weit nach Russland hinein vor, wurde wieder zurückgeworfen, konnte mit alliierter Hilfe seine Hauptstadt retten und schloss endlich mit Russland am 18. März 1921 den Frieden von Riga. Es stritt mit Litauen um Wilna, das ihm nach langem Hin und Her 1923 zugesprochen wurde. Mit Deutschland zankte sich Polen um Oberschlesien, wenig wählerisch in seinen Mitteln. Es verhinderte einen Entscheid auf Grund des Plebiszits, welches eindeutig zugunsten Deutschlands ausfiel, musste sich aber, 1922, mit der Teilung begnügen. Das Gebiet von Teschen fiel grösstenteils an die Tschechoslowakei. Die baltischen Staaten und Finnland schlossen im Verlauf der Jahre 1920 und 1921 Frieden mit Russland. Litauen sicherte sich Sonderrechte im Memelgebiet. Für die nächste Zeit konnten sich diese Länder vor Russland sicher glauben. Polen lehnte sich früh an Frankreich, dem Verbündeten im 16. und 17. Jahrhundert, an und schloss mit ihm bereits 1921 einen Vertrag.

Saturierte und Malkontente

Die Tschechoslowakei hatte in ihrem sich lang von Westen nach Osten erstreckenden Gebiet mit insgesamt fast 4000 Kilometern Grenze eine grosse Zahl von Minderheiten: Deutsche, Magyaren, Karpatho-Ukrainer, Polen. Die Slowaken ihrerseits waren gegenüber den Tschechen in der Minderheit und wirtschaftlich rückständig. Aber im ganzen gehörte die Tschechoslowakei zu den saturierten Staaten, sie war in den Friedensverhandlungen gut vertreten gewesen und gut weggekommen. Das führte rasch zu einer Verbindung mit jenen andern Staaten, die sich in ähnlicher Situation befanden: Rumänien und Jugoslawien. Rumänien behielt den südlichen Teil der Dobrudscha, den es nach dem Balkankrieg 1913 Bulgarien abgenommen hatte, Bessarabien und Siebenbürgen. Der Besitz von Siebenbürgen brachte es in Feindschaft mit Ungarn, Russland protestierte gegen die Annexion von Bessarabien. Jugoslawien vereinigte in sich Serben, Kroaten und Slowenen, die sich schwer zusammenfanden. Mit Mühe kam ein Ausgleich der Interessen zwischen Jugoslawien und Italien im Gebiet von Fiume und betreffend Albanien zustande. Noch 1920 war Albanien bereit, Italien als Mandatsmacht anzuerkennen, doch ein paar Monate später wurde es

unabhängig; seine Grenzen sollten von Italien festgelegt werden. Wenig danach, im August 1923, löste die Ermordung eines italienischen Generals und seiner Equipe, die mit der Grenzziehung beschäftigt war, den Korfu-Zwischenfall aus. Italien drohte, Korfu zu nehmen. Nur mit Mühe gelang es, einen offenen Konflikt zu vermeiden.

Italien kam kaum als Sieger aus dem Krieg, nur als ein Land auf der Seite der Sieger, und es ging unbefriedigt von der Konferenz. Es fasste weder an der dalmatinischen Küste Fuss, trat also dort nicht das Erbe Venedigs an, noch in Kleinasien, noch erhielt es eine der ehemals deutschen Kolonien. Nur Südtirol fiel ihm zu. Es hatte so viele Ressentiments wie die Verlierer, war ebenso bereit zu Revision und wurde ebenso ein Opfer eines Diktators wie jede andere ratlose Nation.

Die drei saturierten Staaten Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien fanden sich in der «Kleinen Entente» zusammen, der direkte Verträge zwischen der Tschechoslowakei und Rumänien, Tschechoslowakei und Jugoslawien und Jugoslawien und Rumänien zugrunde lagen. Die tschechischen Verbindungen zielten auf eine Absicherung gegen das in seinem Bestand arg dezimierte Ungarn, die jugoslawisch-rumänische war daneben auch gegen Bulgarien gerichtet. Da Rumänien wie Polen russische Revisionsansprüche früher oder später zu fürchten hatten, schlossen sich auch diese beiden Länder in einem Bündnis zusammen. Die «Kleine Entente» verband sich wie Polen mit Frankreich, das sich auf diese Weise Partner auf der Ostseite Deutschlands und im westlichen Vorfeld Russlands zu sichern hoffte.

Ungarn und Österreich, die beiden staatstragenden Länder der alten Monarchie, gingen schwer geschädigt aus dem Krieg und dem Frieden hervor. Beide bedurften der wirtschaftlichen Unterstützung der Siegermächte und erhielten sie auch. Sie stritten sich um die Stadt Oedenburg und den sie umgebenden Teil des Burgenlandes, wobei die ungarischen Ansprüche schliesslich durchdrangen. In Ungarn versuchten die Habsburger 1921 den Thron zu erlangen: Ungarn hatte die Monarchie nie formell abgeschafft und war auch durch den Vertrag von Trianon nicht dazu gezwungen worden. Unter tschechischem Druck gab die habsburgfreundliche Partei nach, Ex-Kaiser Karl wurde ausgeschlossen, aber auch jetzt noch behielt sich Ungarn das Recht zur Rückkehr zur Monarchie ausdrücklich vor.

Die Türkei war durch den Vertrag von Sèvres auf Anatolien und Konstantinopel reduziert worden. Griechenland setzte sich in Smyrna fest, Zilizien fiel an Frankreich als Mandat, der Südwesten von Kleinasien wurde Italien als Interessensphäre zugeteilt, für Armenien war Selbständigkeit vorgesehen. Eine interalliierte Kommission überwachte die Meerengen, eine andere die Finanzen. Gegen diese Bestimmungen sammelte Mustafa Kemal

die Türken und bereitete den Widerstand vor, der sich im Jahr 1922 als erfolgreich erweisen und zum Vertrag von Lausanne 1923 führen sollte. Die Türkei erhielt volle Selbständigkeit und territoriale Integrität. Die arabischen Länder freilich blieben abgetrennt. Armenien gewann keine Selbständigkeit – es wurde zwischen der Türkei und Russland aufgeteilt, zum unbeschreiblichen Elend und Schaden seines Volkes, dem der Polarforscher Nansen in einer grossangelegten Aktion einige Hilfe brachte. Zu leiden hatten die in Kleinasien sesshaften Griechen, die umgesiedelt wurden.

Erfolgreicher und enttäuschter Orient

Die ehemals unter türkischer Hoheit stehenden arabischen Länder blieben abgetrennt. Das ersehnte arabische Reich jedoch wurde nicht Wirklichkeit; nur die arabische Halbinsel wurde dem Emir Hussein überlassen, der 1924 dem Wahabiten Ibn Saud weichen musste. Das Übrige teilten Grossbritannien und Frankreich unter der Form der Völkerbundsmandate: Irak, Palästina und Transjordanien, Syrien. Hier liegt der flagranteste Verstoss gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker vor, ironischerweise in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem zaghaft-kühnsten Versuch der Verwirklichung, der Gewährung einer jüdischen «Heimstätte» in Palästina. Mit einem unruhigen Ägypten, dem zwar Unabhängigkeit gewährt, aber die Erlaubnis zur Präsenz britischer Truppen abgezwungen wurde, war der Vordere Orient nicht minder spannungsgeladen als das östliche Mitteleuropa. Radikal erneuernd ging die Türkei im Innern vor: Mustafa Kemal versuchte aus dem im territorialen Besitzstand verkleinerten Land mit seiner Diktatur das Beste in der Modernisierung zu machen. Es war ihm gelungen, aus der Niederlage einen Sieg zu holen. Die arabischen Völker gehörten zu den bitter Enttäuschten, sie aber waren auch am wenigsten bereit, im Innern eine modernere Ordnung zu schaffen. Es war nicht nur der Konservatismus ihrer eigenen angestammten Führer, es war ebensosehr die imperialistische Tradition und Politik der beiden Siegermächte Frankreich und Grossbritannien, die eine tiefgreifende Erneuerung verhinderte.

Die Bewahrer in Europa

Frankreich und Grossbritannien waren jene Mächte, die am eindeutigsten einen restituierenden Frieden und eine Rückkehr zur Welt von vor 1914 suchten. Frankreich, weil es auf seinem Gebiet am ärgsten heimgesucht und in der Substanz seiner Bevölkerung am schwersten getroffen worden war. Seine Staatsordnung jedoch blieb intakt. Sein Streben ging dahin, das Gesicht des Landes wieder herzustellen und zu verhindern, dass sich eine deutsche Invasion noch einmal wiederholen würde. Dafür wollte es Garan-

tien und Leistungen. Die Lage Europas war derart, dass Frankreich, wie nicht mehr vorher seit Ludwig XIV. und Napoleon, die grosse Macht auf dem Kontinent schien und gleichzeitig ängstlich wie eine mittlere oder kleine Macht nach Sicherungen trachtete. Da die Friedenskonferenz in Paris tagte und Clemenceau die stärkere Persönlichkeit als Wilson war, konnte es seinen Willen gegen die vom amerikanischen Präsidenten proklamierten Grundsätze der Friedensordnung durchsetzen. Frankreich schuf damit eine Ordnung, die neue Machtverhältnisse festlegte, aber keinen Frieden im Sinne einer Aussöhnung ausmachte, nicht weil es Macht besass, sondern das grösste Prestige und den Einfluss der öffentlichen Meinung seiner Bevölkerung am unmittelbarsten auf die Friedenskonferenz zur Wirkung bringen konnte. Eine Ordnung, die es, wie sich erweisen sollte, auf die Dauer aufrechtzuerhalten nicht die realen Mittel hatte und auch nicht schaffen konnte, wie sehr es das auch am Beginn der zwanziger Jahre noch versuchte. Eine Ordnung, die es je länger desto weniger als gerecht ausgeben konnte. Das neue Europa nach französischem Schnitt musste ein Merkmal tragen: Keine bedeutende Macht in der Mitte des Kontinents und einen Gürtel von kleineren Staaten als «cordon sanitaire» im Osten zwischen Deutschland und Russland. Damit liesse sich wohl die Vormachtstellung aus der Defensive halten, ohne eine gemeinsame Teilhabe aller Europäer am Frieden notwendig zu machen. Zu solcher gemeinsamer Teilhabe war aber Frankreich nicht bereit, weil es zum besiegten Feind kein Vertrauen hatte. Der Friede nach französischer Auffassung war Restitution Frankreichs, nicht aber Restitution Europas. Man ist versucht zu sagen, Frankreich sei der allein Schuldige an dem verfehlten Frieden, wenn schon Deutschland der Schuldige an dem vorangegangenen Krieg gewesen sein sollte. Das eine wäre so falsch wie das andere. Vieles an dem, was Frankreich erstrebte, war überspannt und ungerecht, fast alles kurzsichtig, und dennoch ist sein Verhalten in Anbetracht der nur kurze Zeit zurückliegenden unmittelbaren Schrecknisse des Krieges verständlich, ausser dem einen, dass die aus der Erfahrung des Krieges herrührenden Emotionen die Staatsraison nährten, welche einen Frieden hätte schaffen sollen, dass aus diesen Emotionen Argumente geholt wurden, um konkrete Bestimmungen einer Friedensordnung zu begründen. Und im Innern war die Dritte Republik das, was sie vorher gewesen war, ein System von Parteien und Gruppierungen, die um die Regierung zankten mit einem Volk im Rücken, das Ruhe und keinen Krieg mehr wollte. Erweitert hat Frankreich seine Macht in Übersee; nach dem Ersten Weltkrieg setzte es zur Fortsetzung der Dissemination der französischen Zivilisation in seinen Kolonien an.

Grossbritannien konnte den Voraussetzungen nach am ehesten den Weg zurück suchen. Es war vom Krieg direkt nicht versehrt worden, seine politische Struktur war unerschüttert, es war beinahe intakt. Nur seine Wirt-

schaft war durch den Krieg betroffen. Das Finanzzentrum der Welt musste sich in ver-rückten Umständen neu orientieren, die grösste Handelsmacht fand veränderte Marktverhältnisse vor. Das Industriepotential war unvermindert, durch den Krieg sogar vergrössert, wenn auch auf Zweigen, die für den Frieden nicht direkt wertvoll waren. Die neuen Verhältnisse jedoch hätten viele Umstellungen erheischt, deren Notwendigkeit man nicht einsah. Die wichtigsten Zweige britischer Exportproduktion, Schiffbau, Kohlenförderung und Textilindustrie hatten ihre Märkte zum Teil verloren und mussten sich neuen anpassen: die alten Abnehmer waren nicht mehr vorhanden oder hatten neue Lieferanten gefunden, die sie zu günstigeren Bedingungen beliefern konnten. Gerade deshalb, weil im Inselreich so vieles unverändert schien, erfassten die Briten die Veränderungen auf dem Kontinent nicht in ihrer vollen Tragweite und vermochten es nicht, ihnen im eigenen Land Rechnung zu tragen. Sie zogen sich, den Amerikanern nicht ganz unähnlich, auf sich selbst zurück, wenngleich die Regierung an den europäischen Konferenzen teilnahm und sich mit den europäischen Fragen zu befassen hatte, wenngleich gerade in Grossbritannien eine starke Unterstützung in der gebildeten Öffentlichkeit für den Völkerbund vorhanden war. Die eine grosse Erschütterung waren die Unruhen in Irland, dem am Ende des Jahres 1921 weitgehende Unabhängigkeit zugestanden wurde. Dass es diese nicht vollständig erhielt, war der Grund eines zwei Jahre dauernden Bürgerkrieges. Die übrigen Dominions erlangten dank ihrer Teilnahme an der Friedenskonferenz ein weiteres Mass von Selbständigkeit. In Indien waren während des Krieges neue Reformen begonnen worden, die jedoch die indischen Bestrebungen nach Selbständigkeit nicht zum Stillstand brachten, sondern weiter nährten. Das Kolonialreich wurde durch die bereits genannten Mandatsgebiete im vordern Orient und in Afrika erweitert.

Weltwirtschaft, Alltag des Friedens

Im Fernen Osten setzte Japan seinen Industrialisierungsprozess fort und wurde bald der westlichen Welt auf den Märkten gefährlich. Es reihte sich auch 1921 am Konferenztisch in Washington unter die grossen Seemächte ein und wurde die drittgrösste Seemacht. Es vermochte weitgehend eine internationale Regelung des Friedens im ostasiatischen Raum zu verhindern, zog sich zwar aus einer Reihe von Positionen zurück, um später, bei günstigerer Gelegenheit sie wieder und um so besser zu nehmen.

Mühsam nur kam die Weltwirtschaft wieder in Gang, jenes System, das vor 1914 einen hohen Grad von Integration und Effizienz erreicht hatte. Nicht nur die Zerstörungen der Produktionsstätten und der Verbindungswege, sondern mehr noch die Verwirrung in den Währungsverhältnissen

und die Veränderung der politischen Grenzen, vor allem aber die gegenseitige internationale Verschuldung waren die Ursache dafür, dass eine prosperierende und funktionierende Weltwirtschaft nicht mehr und schon gar nicht in den ersten Jahren nach dem Friedensschluss in Gang kam.

Vieles Einzelne war noch zu regeln. Konferenz folgte auf Konferenz. Völkerbundsrat und Völkerbundsversammlung traten regelmässig zusammen, bemüht, eine Prozedur festzulegen, die die Weltorganisation funktionstüchtig machte, bemüht, und in einigen Fällen erfolgreich, kleinere Konflikte wie die Frage der Aaland-Inseln, des Memellandes und der albanischen Grenzen zu schlichten. 1921 war in Europa kein Krieg zu befürchten. Nur hinten, weit in der Türkei, schlugen die Völker aufeinander, doch der Europäer konnte Friede und Friedenszeiten noch nicht segnen. Der Alltag des Friedens war für Millionen Menschen grau. Wenn man ihnen gesagt hätte, dass dereinst die zwanziger Jahre golden genannt würden, so hätten sie den Kopf geschüttelt. Sie waren es ja auch für die wenigsten. Der Silberstreifen am Horizont war das meiste, was sie erwarten konnten. Sie mussten froh sein, wenn sie ihn sahen. Die Politiker lebten in ihrer Staatskunst nicht weniger von der Hand in den Mund, als der Mann auf der Strasse es tatsächlich tat. Zwar beruhigte sich die Welt etwas in den nächsten Jahren. Es schien möglich, Fortschritte in dieser Friedensordnung zu machen. Bis zehn Jahre nach dem Friedensschluss die Wirtschaft aus den kümmerlichen Fugen geriet und nachher die politische Probe kam, der die Welt nach der Ordnung von Versailles nicht standhielt, weil die Mächte, die sie geschaffen hatten, sie nicht für verteidigungswürdig hielten, nicht halten konnten.

Die Schweiz im Jahre 1921

BEAT JUNKER

Der Blick zurück: verwirrende Vielfalt – fragwürdige Optik

Wer die Schweiz vor fünfzig Jahren schildern will, begegnet Schwierigkeiten, die jedem Erforscher der Zeitgeschichte vertraut sind: Er erschliesst nur mühsam intimere, private Quellen neben den überreichlich fliessenden öffentlichen und überblickt die Geschehnisse noch nicht genügend, um sie alle sinnvoll zu gliedern und in grössere Zusammenhänge einzuordnen. Darüber hinaus aber will es ihm nicht recht gelingen, im Leben des Schwei-

zervolkes zu Anfang der zwanziger Jahre eine innere Einheit zu erkennen. Vielmehr scheint es, als gehöre just die Vielfalt der Gegensätze und die Widersprüchlichkeit der Meinungen zum Charakteristischen jener Übergangsperiode zwischen Kriegs- und Krisen- oder Klassenkampfzeit. Waffenruhe und Friedensschluss bedeuteten für die einen die ersehnte Rückkehr zum altvertrauten, gutbürgerlichen Leben, für andere jedoch gerade die Möglichkeit, aus dieser Bürgerlichkeit auszubrechen und neuen Idealen oder Lebensweisen zu huldigen. Auch in der Politik blieben manche Schweizer geprägt durch Vorstellungen und Haltungen aus der Zeit des Weltkrieges und des Nationalismus: Für sie verlief die Front immer noch dem Graben zwischen deutschem und französischem Wesen entlang, während andere nur noch den Gegensatz zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie gelten lassen wollten, der ja bereits im Landesstreik aufgebrochen war und welcher tatsächlich den kommenden Jahrzehnten seinen Stempel aufdrückte.

Schon diese Buntheit macht es unmöglich, hier auf knappem Raum ein vollständiges und getreues Bild der Eidgenossenschaft im Jahre 1921 mit all seinen Farben zu entwerfen. Das verbietet sich noch aus einem anderen Grunde: Selbst wer jene Zeit noch miterlebt hat, kann sich heute nicht mehr völlig in sein damaliges Fühlen und Denken zurückversetzen. Was im letzten halben Jahrhundert geschah, bestimmt heute als Anschauung und Erfahrung sein Urteil mit; 1921 aber war es für ihn noch ungewisse, verschleierte Zukunft ohne formende Kraft. Manches, was früheren Generationen bedeutsam erschien, hat unterdessen seine Eindrücklichkeit verloren, und umgekehrt ist viel Wesentliches aus Keimen gewachsen, die seinerzeit kaum beachtet wurden.

Das sei kurz belegt mit einigen Beispielen aus dem biographischen Bereich: 1921 starben alt Bundesrat Ludwig Forrer, der Basler Jurist Andreas Heusler, der Berner Historiker Gustav Tobler und der Komponist Hans Huber. Mit ihnen wurden für den Zeitgenossen Grosse der Politik und des Kunst- und Geisteslebens zu Grabe getragen; heute indessen kennt die jüngere Generation ihre Namen kaum mehr. Wie aber hätte man damals wissen können, dass unter den zahlreichen auf Jahresende beförderten Offizieren der frischgebackene Oberst Henri Guisan aus Lausanne der nächste General der Schweizer Armee sei? Dass von den Doktoranden, welche 1921 ihre Dissertation publizierten, der Basler Biologe Adolf Portmann zu europäischem Ruf aufsteigen sollte? Und erst recht, dass der am 5. Januar 1921 geborene Sohn Friedrich des Konolfinger Pfarrers Reinhold Dürrenmatt als Dramatiker Erfolg und Ruhm weit über den deutschen Sprachbereich hinaus ernten werde?

Die Optik von Mit- und Nachwelt lässt sich nie völlig zur Deckung bringen. Selbst wenn Autor und Leser von 1971 mit viel Einfühlungsgabe

und Unvoreingenommenheit zu Werke gehen, werden sie für 1921 nie im letzten erfassen, «wie es gewesen ist». In diesem Sinne bleibt unsere Darstellung ein Versuch.

Die Schweiz in einer veränderten Umwelt

Mit dem Kriegsende änderte sich mindestens im Norden und Osten unseres Landes die staatliche Nachbarschaft von Grund auf: Das Elsass kehrte zu Frankreich zurück, das wilhelminische Kaiserreich verwandelte sich in die Weimarer Republik, die ihre demokratischen Gehversuche wagte, und von der Donaumonarchie blieb an unseren Grenzen nur ein ebenfalls republikanisches und föderatives Rumpfgebilde übrig, welches seinerseits gegen viele Anfangsschwierigkeiten kämpfte. Wie diese neuen Umweltverhältnisse, so ging auch der Völkerbund auf den Versailler Vertrag zurück. Die Schweiz arbeitete an den Genfer Tagungen unter der Führung des Chefs des Politischen Departementes, Bundesrat Giuseppe Motta, eifrig mit, obwohl von der gewaltigen Abstimmungsschlacht vom 16. Mai 1920 um den Beitritt noch nicht alle Wunden vernarbt waren. Mancher der damals Unterlegenen lauerte nun auf Blössen und erste Missgriffe der jungen Organisation. Um in dieser Hinsicht jeden bösen Schein zu meiden, aber auch aus grundsätzlichen Überlegungen der Neutralitätspolitik, wies die Landesregierung 1921 das Gesuch ab, es sei Völkerbundstruppen der Durchzug durch schweizerisches Territorium zu gestatten, damit sie zur Überwachung einer Volksabstimmung in das polnisch-litauische Grenzgebiet von Wilna gelangen könnten.

Grössere Ungelegenheiten bereitete Exkaiser Karl von Habsburg, der zuerst in Prangins und dann in Hertenstein Aufnahme gefunden und das Versprechen gegeben hatte, sich der politischen Aktivität zu enthalten. Trotzdem begab er sich an Ostern und im Herbst 1921 auf abenteuerliche Weise nach Ungarn, um dort seine Getreuen um sich zu scharen und von der alten Donaumonarchie wenigstens die Stefanskrone zu retten. Beide Anläufe scheiterten kläglich und wirkten schliesslich eher als groteske Komödie statt als ernsthafte Staatsstreichversuche. Ihr Urheber, dem man im Frühjahr noch Nachsicht gewährt hatte, verwirkte nun durch den Rückfall im Oktober das Asyl in der Eidgenossenschaft endgültig.

Unwillen erregten in der Schweiz naturgemäss auch jene Stimmen, welche das Tessin als Irredenta für den südlichen Nachbarstaat reklamierten. Solche Töne schlug zuerst der Dichter Gabriele d'Annunzio an, dann auch Benito Mussolini, der freilich 1921, also ein Jahr vor dem «Marsch auf Rom», noch als Kammerabgeordneter sprach und nicht als Duce und Staatslenker.

Das Verhältnis zum Ausland berührte jedoch nicht bloss die grosse

Politik und die Regierungen, sondern auch den Mann von der Strasse. Er hatte angesichts der Nachkriegsnot spontan geholfen. Nun konnten die Liebespaketsendungen nach Österreich allmählich eingestellt werden, und schon wich da und dort Dankbarkeit und elementare Gebefreudigkeit einer prickelnden Sensationslust: Die «Basler Nachrichten» offerierten für 137 Franken eine zweitägige Fahrt mit Eisenbahn und Automobil zu den Schlachtfeldern von Metz und Verdun, die sie unter anderem mit folgenden Schlagzeilen anpriesen:

«Sie besuchen das Ossuaire (Beinhaus) von Thiaumont, wo die Überreste der nicht agnoszierten Gefallenen fortwährend eingeliefert und aufbewahrt werden.

Sie besuchen die Tranchée des Bajonettes oder des Ensèvelis, der lebendig Verschütteten, deren Gewehrläufe und Bajonette noch zum Boden herausragen.

Sie erhalten im besten Hotel von Verdun ein Mittagessen mit Wein und Kaffee, Trinkgeld inbegriffen.» War schon vergessen oder gar nie angenommen worden, was der Mahner Carl Spitteler 1914 in seiner Rede über den Schweizer Standpunkt der Nation zugerufen hatte: «Wohlan, füllen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht, und vor allem nehmen wir den Hut ab.»

Die Landesregierung: heterogen, aber stabil

Nie vor- und nachher erfuhr der an sich schon stabile schweizerische Bundesrat so wenige Mutationen wie in den zwanziger Jahren, blieb er doch fast ein Jahrzehnt lang unverändert, nämlich vom Februar 1920 bis zum Januar 1929. Allerdings war er kurz vor oder nach Kriegsende zum grössten Teil erneuert worden und 1921 also noch «en rodage». Zu den Routiniers durfte man einzig Giuseppe Motta (gewählt 1911) und Edmund Schulthess (gewählt 1912) rechnen. Dabei hatte sich auch der Tessiner eben erst in eine neue Materie eingearbeitet; denn er brach mit der Tradition, dass der jeweilige Bundespräsident das Politische Departement führe und kehrte 1921 nach seinem Präsidialjahr nicht zu den Finanzen zurück, sondern blieb bis zu seinem Tod im Jahre 1940 beim «Äusseren». So leitete er für die internationalen Beziehungen der Eidgenossenschaft die «Ära Motta» ein. Der Aargauer Schulthess, ein ehemaliger Industrieanwalt, stand während seiner ganzen Bundesratszeit dem Volkswirtschaftsdepartement vor. Hier wartete ihm die Aufgabe, zuerst die Kriegs- und anschliessend die Krisenwirtschaft zu meistern und gleichzeitig die sozialen Einrichtungen zu verbessern, deren Mängel Aktivdienst und Generalstreik unbarmherzig aufgedeckt hatten.

Wie Schulthess war auch der Thurgauer Heinz Häberlin 1868 geboren,

doch zog er erst 1920 in die Landesregierung ein, wo er das Justiz- und Polizeidepartement übernahm. Er wollte vor allem die Staatsschutzvorschriften verschärfen, fand aber dafür wenig Verständnis bei der Stimmbürgerschaft.

Der Zürcher Robert Haab krönte 1918 mit dem Aufstieg zum Bundesrat eine stufenreiche Karriere, hatte er doch schon seiner engeren Heimat als Gemeindepräsident, Oberrichter und Regierungsrat gedient, bevor er unser Land als Gesandter in Berlin vertrat. Als ehemaliger Generaldirektor der SBB war er der gegebene Mann für die Spitze des Post- und Eisenbahndepartements (wie das heutige Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement damals noch hiess).

Dem Berner Karl Scheurer und dem Waadtländer Ernest Chuard waren neben dem Wahljahr 1919 auch die innere Nähe zu Landwirtschaft und bäuerlichem Wesen gemeinsam. Beide nahmen übrigens ihr hohes Amt nur widerstrebend an, nachdem in der parteiinternen Vorauslese oder im Wahlgang selber Kandidaten ausgeschieden waren, die ursprünglich als aussichtsreicher gegolten hatten. Chuard – als Naturwissenschafter der einzige Nichtjurist unter den sieben Bundesräten des Jahres 1921 – sah sich im Departement des Innern vornehmlich mit Problemen der Mittel- und Hochschule konfrontiert. Scheurer fiel im Militärdepartement die undankbare Pflicht zu, gegen Wehrverdrossenheit und für eine kriegsgenügende Armee zu kämpfen, und dies in einer Zeit, da nicht bloss die eigentlichen Antimilitaristen meinten, die allgemeine Friedenssehnsucht und der Völkerbund würden bereits garantieren, dass nie wieder Krieg ausbreche.

Ebenfalls 1919 schliesslich wurden die Bundesfinanzen dem Freiburger Jean-Marie Musy anvertraut. Er fügte sich nicht immer leicht in die Kollegialbehörde ein, und zwischen ihm und Schulthess zeichneten sich bald Spannungen und Unverträglichkeiten ab. Seine Wahl verschob übrigens die parteipolitischen Gewichte in der Landesexekutive, standen doch fortan mit ihm und Motta zwei Katholisch-Konservative fünf Freisinnigen gegenüber (statt einer sechsen wie bisher). Bei dieser Konstellation blieb es bis 1929, als die Umstände und die Persönlichkeit Rudolf Mingers den Einzug der bernischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei in den Bundesrat ermöglichten.

Der nach Temperament, Herkunft, Rüstigkeit und Amtserfahrung derart bunt zusammengewürfelte Bundesrat der zwanziger Jahre bildete begreiflicherweise öfters nicht eine Einheit, sondern ein recht heterogenes Gebilde. Übereinstimmung bestand darin, dass er sich nur mühsam vom Vollmachtenregime der Kriegszeit löste. Selbst als er 1921 die Beseitigung der ausserordentlichen Kompetenzen vorschlug, wünschte er weiterhin die Befugnis, Beschlüsse auf eigene Faust zu fassen und sie erst nachträglich durch das Parlament genehmigen zu lassen. Wenig Unterschiede gab es wohl auch

bei den Bergen neuer und unerledigter alter Schwierigkeiten, die sich beim Amtsantritt vor den frisch gewählten Departementschefs auftürmten. Diese wurden von ihrem Fachbereich derart absorbiert, dass sie im allgemeinen wenig Lust verspürten, sich auch noch die Lasten anderer Sparten aufzubürden. So bestimmten im Grunde doch weitgehend einzelne Steuerleute den Kurs der schweizerischen Politik, obwohl formell der Bundesrat als Ganzes die Verantwortung für alle Entscheide trug.

Die Parteien nach dem «grossen Erdbeben»

Die Bundesversammlung von 1921 war hervorgegangen aus dem «grossen Erdbeben» der eidgenössischen Wahlen von 1919. Der Übergang zum Proporzverfahren für die Bestellung des Nationalrates, das Auftauchen neuer Parteien und die ungewohnt hohe Stimmbeteiligung hatten die früheren Stärkeverhältnisse umgestürzt. Der Freisinn krebste in der Volkskammer von 105 auf 60 Mandate zurück und verlor dadurch die absolute Mehrheit. Die Katholisch-Konservativen behaupteten ihre Position (41 statt 42), während die Sozialdemokraten ihre Vertretung beinahe verdoppelten (41 statt 22). Neu tauchte – vorerst vor allem in den Kantonen Zürich, Bern und Aargau – die Bauern- und Bürgerpartei mit 29 Sitzen auf.

Aus allen Parteien waren dabei nicht nur «Hinterbänkler» auf der Strecke geblieben, sondern auch Prominente. Verschiedene Koryphäen hatten zudem freiwillig auf eine weitere Kandidatur verzichtet, so dass die Legislative zum Teil mit ihrer Aufgabe noch wenig vertraut war und – ähnlich wie die Exekutive – eine gewisse Anlaufzeit benötigte. Kriegsbedingte Finanznöte und wirtschaftliche Schwierigkeiten erforderten Massnahmen für den Augenblick und liessen wenig Musse, um Langfristiges und Grundlegendes ins Auge zu fassen oder gar bereits zu verwirklichen – es sei denn, man rechne dazu die Verfassungsinterpretation in einem Rekursentscheid, wonach reformierte Pfarrer genau so gut wie katholische Geistliche auf eine Wahl in den Nationalrat verzichten müssten. Auffallen mag, dass das Parlament in Einzelfragen geringes Selbstbewusstsein zeigte und es beispielsweise ablehnte, die (bisher vom Bundesrat bestimmten) Völkerbundsdelegierten selber zu bezeichnen; doch galt diese Absage wohl mehr den sozialdemokratischen Initianten als der Sache an sich.

Eine Konsequenz aus den Gewinnen der Linken von 1919 war es, dass man für das Jahr 1921 aus ihren Reihen das Berner Stadtoberhaupt Gustav Müller zum Vizepräsidenten und damit zum künftigen Vorsitzenden des Nationalrates erkor. Diese versöhnliche Geste so kurz nach dem Generalstreik kostete zwar auf bürgerlicher Seite Überwindung. Doch liess sich damit eine Absage an den extremen Flügel der Arbeiterpartei verbinden; denn Müller hatte seine Laufbahn beim Freisinn begonnen und stand als

Alt-Helveter und Oberstleutnant der Artillerie positiv zu Vaterland und Armee. Als er im Mai 1921 an den Folgen eines Unglücksfalles plötzlich starb, rückte der erst 1919 gewählte Zürcher Emil Klöti nach, dem nun die Ehre zufiel, als erster Sozialdemokrat die eidgenössische Volkskammer zu leiten.

Trotz ihrer äusseren Erfolge war die sozialdemokratische Partei starken inneren Richtungskämpfen ausgesetzt. Den Anschlusss an die Dritte Kommunistische Internationale verwarf das Parteivolk in einer Urabstimmung vom Januar 1921 im Verhältnis 4 : 1, worauf sich ein Teil der Unterlegenen als Kommunistische Partei der Schweiz selbständig machte.

Im Gebäude des Freisinns waren bereits früher Risse entstanden. Er hatte ursprünglich als Volkspartei fortschrittsfreudige Bürger aus *allen* Schichten vereinigt. Gegen die Jahrhundertwende sprangen dann die Arbeiter ab, und nun behaupteten die Landwirte, sie kämen gegenüber Industrie und Konsumenten zu kurz. Deshalb organisierten sie von 1917 an in verschiedenen Gegenden eigene Parteien, die sich meist auf die eigentliche Agrarbevölkerung beschränkten. In Bern allerdings schloss sie sich (trotz recht unterschiedlicher Interessenlage) 1921 mit dem Gewerbe und den Resten der (protestantischen) konservativen Volkspartei zusammen zur bernischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. So errang sie fast vom Start weg eine dominierende Stellung im Kanton, ohne dass sie längere Zeit in der Opposition gestanden hätte, was ihren Geist auf Jahre hinaus formte.

Das Volk an der Urne: Militärjustiz und Staatsvertragsreferendum

Das Schweizervolk wurde 1921 zweimal an die Urne gerufen, um über insgesamt vier Änderungen der Bundesverfassung zu befinden. Dabei war der Entscheid vom 22. Mai mehr oder weniger eine Routineangelegenheit, die sich als Folge der technischen Entwicklung aufdrängte: Der Bund erhielt bei unterdurchschnittlicher Stimmbeteiligung mit deutlichem Mehr die Kompetenz, Vorschriften zur Regelung des Automobil- und Fahrradverkehrs sowie der Luftschiffahrt zu erlassen.

Gewichtiger waren die beiden Initiativen, die am 30. Januar zur Abstimmung gelangten. Das sozialistische Begehren auf Abschaffung der Militärjustiz wurde mancherorts als Anschlag gegen das Wehrwesen überhaupt empfunden und besass schon seiner Herkunft wegen kaum Chancen. Es unterlag denn auch mit rund 200000 Ja gegen rund 400000 Nein.

Mit rund 400000 Ja gegen bloss 160000 Nein schnitt dagegen der Vorschlag erstaunlich gut ab, Staatsverträge von längerer Dauer künftig dem fakultativen Referendum zu unterstellen. Diese Anregung ging zurück auf die Empörung im Welschland über den sogenannten Gotthardvertrag und

die angeblich damit verbundene Begünstigung des Deutschen Reiches beim Rückkauf der Gotthardbahn durch die Eidgenossenschaft. Die Unterschriften waren bereits vor dem Ersten Weltkrieg gesammelt worden, doch hatte man den Urnengang der internationalen Ereignisse wegen lange hinausgezögert. Nun brachte er dem Volke eine wichtige zusätzliche Befugnis, von der es jedoch erstaunlich selten Gebrauch machte. Einzig das Abkommen mit Frankreich über die Genfer Zollfreizonen – eine Angelegenheit, die bereits 1921 viel zu reden gab – wurde vorerst angefochten und 1923 abgelehnt, so dass sich die neue Waffe in diesem Falle zum Teil gerade gegen ihre geistigen Väter wandte.

Neben diesen beiden entschiedenen Initiativen waren noch fünf weitere pendent. So begutachteten National- und Ständerat 1921 zwei Begehren, die aus der gereizten Generalstreikstimmung heraus entstanden waren, nämlich die Ausländer- und die Schutzhaftinitiative. Sie verlangten – mit einer deutlichen Spitze gegen die Linke – Erschwerung der Einbürgerung von Ausländern, straffere Handhabung der Fremdenpolizei und scharfes Zugreifen gegen staatsgefährliche Personen auch schweizerischer Nationalität.

Gleichsam von der Gegenseite kamen 1921 die Volksbegehren der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz auf Erhebung einer einmaligen Vermögenssteuer, von Personalverbänden auf Wählbarkeit der Bundesbeamten in den Nationalrat und eines Komitees aus Konsumentenkreisen, welches verhindern wollte, dass Zolltarife künftig auf dem Dringlichkeitswege in Kraft gesetzt und dadurch dem Referendum entzogen würden. Alkoholgegner schliesslich postulierten die sogenannte Lokaloption, welche es Kantonen und Gemeinden freigestellt hätte, auf ihrem Gebiete Fabrikation und Verkauf gebrannter Wasser zu verbieten. Als blosser Versuchsballon erwies sich dagegen die Ankündigung, eine weitere Gruppe sammle Unterschriften zur Wieder-Abschaffung des Nationalrats-Proporzes und zur Reprivatisierung von SBB und PTT.

Zwar verwarf der Souverän in der Folge alle diese Initiativen. Ihre Häufung zeugte jedoch davon, dass bei der herrschenden Unrast gewisse Minderheiten selbst nach der Einführung des Proporzes ihre parlamentarische Vertretung für nicht angemessen und zu wenig wirksam hielten, so dass sie lieber direkt an das Volk appellierten. Oft führten sie dabei die Kämpfe von der Landesstreikfront mit anderen Mitteln weiter, so dass die Wunden der unbewältigten allerjüngsten Vergangenheit neu aufrissen statt zu vernarben.

Der Spiegel der Zahlen: Zeichen der Depression

Das Schweizervolk ist keine konstante Grösse, sondern es wandelt sich ständig. Den statistischen Nachweis dafür lieferten die Volkszählungs-

ergebnisse, die 1921 allmählich bekannt wurden. Sie wiesen nach, dass die Einwohnerschaft seit 1910 langsamer zugenommen hatte als früher. Um 1920 umfasste sie rund 3880000 Personen. Dabei hatten die meisten Städte nicht nur relativ, sondern auch absolut Einwohner verloren. Vor allem aber waren die Ausländer zwischen 1910 und 1920 von rund 550000 auf rund 400000 oder von 14,7 Prozent auf 10,4 Prozent der Gesamtbevölkerung zurückgegangen.

Auch in ganz anderen Bereichen sanken die Zahlen für 1921 ab: Nachdem die Teuerung sich bis in den Herbst 1920 verschärft hatte, schlugen nun die Preise ab, für Vollbrot zum Beispiel vom Januar bis Oktober 1921 um volle zehn Rappen (von 76,5 auf 66,5 Rappen) und der Kleinhandelsindex lag im Dezember 1921 um 7,1 Prozent unter dem Vorjahresstand. Dementsprechend wies die SUVA-Statistik über die Löhne verunfallter Arbeiter für 1921 nur noch einen durchschnittlichen Verdienst von 79 Rappen in der Stunde (1920: 87,3 Rappen) und von 7.50 Franken im Tag (1920: 8.11 Franken) aus. Hatten die Aktiengesellschaften 1920 im Durchschnitt noch 5,89 Prozent Dividende verteilt, so reichte es 1921 nur noch für 3,7 Prozent. In der Landwirtschaft schliesslich ergab sich sogar ein negativer buchhalterischer Ertragswert pro Hektare.

Die schweizerische Ausfuhr schrumpfte 1921 auf 2140 Millionen Franken oder 552 Franken pro Kopf (1920: 3277 Millionen Franken oder 845 Franken pro Kopf), die Einfuhr auf 2296 Millionen Franken oder 592 Franken (1920: 4243 Millionen Franken oder 1094 Franken pro Kopf). Die ungedeckte Bundesschuld belief sich auf 4400 Millionen Franken oder 1134 Franken pro Einwohner (1920: 1042 Franken), obwohl die Staatsrechnung für 1920 um 84 Millionen günstiger abgeschlossen hatte als budgetiert.

Nur vereinzelte Zweige konnten sich der Depression entziehen. So erreichten die Schweizer Brauereien 1921 einen Ausstoss von 1362000 Hektoliter (1920: 1068000). Höher als vorher war 1921 mit 66470 die Zahl der Arbeitssuchenden (1920: 17450) und der Konkurse. Es mussten sich 675 im Handelsregister eingetragene Firmen für zahlungsunfähig erklären (1918: 266), davon 91 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 25655000 Franken (1917: 18 Aktiengesellschaften mit 3080000 Franken).

Die Schwierigkeiten der schweizerischen Wirtschaft rührten zum guten Teil von der internationalen Marktlage her: Für die vom Krieg zerrütteten Währungen des Auslandes waren die Preise in harten Schweizer Franken zu hoch, so dass der Export stagnierte und die Produktion zu stocken begann. Im allgemeinen war man für die Abwehr der Krise schlecht gewappnet; denn Schlagworte wie die bäuerliche Losung vom «Kampf gegen die Überindustrialisierung» konnten kaum echte Besserung bringen. Eher liess sich einige Hilfe erhoffen vom neugeschaffenen eidgenössischen Arbeitsamt, das im Februar 1921 seine Tätigkeit aufnahm. Es war für den Schweizer

ein schwacher Trost, dass das übrige Europa meist noch schlechter dastand. Jedenfalls hätte zu Beginn des Jahrzehnts noch kaum jemand geglaubt, dass vor ihm die «goldenen zwanziger Jahre» lägen.

Zwischen Beharrung und Fortschritt

Den spektakulären Fortschritten der Technik gegenüber hatte das Schweizervolk noch keine einheitliche Haltung gefunden. Einesteils entstand 1921 eine «Genossenschaft für das Volkskino und für Schulkinematographie» und setzte die Post auf dem Grimselpass Kraftwagen statt der alten Pferdekutschen ein, andernteils verboten verschiedene Kantone Autofahrten entweder ganz oder – im Interesse der Spaziergänger – wenigstens an den Sonntagnachmittagen des Sommerhalbjahres. Als 1921 der erste Zeppelin über Bern erschien, erregte er freudiges Aufsehen; aber zur gleichen Zeit musst die «Aero Ad Astra»-Gesellschaft ihren Flugplatz bei der Bundesstadt wegen ungenügender Rendite schliessen.

Die übrigen Verkehrsmittel kamen 1921 nicht wegen technischen Belangen zu Schlagzeilen: Das Personal der Berner Oberland-Bahnen streikte infolge von Lohndifferenzen, bei der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn verschwand der Hauptkassier nach Unterschlagungen plötzlich, und die Dampfschiffahrt musste mancherorts ihren Betrieb einschränken, da die Seespiegel ungewohnt tief absanken.

Projekte für Stauseen zur Gewinnung von Elektrizität wurden zwar öfters bekämpft, doch entzündete sich der Widerstand gewöhnlich eher an Fragen der Wirtschaftlichkeit als des Naturschutzes. Dafür fand der Heimatschutz im engeren Sinne – als Verteidigung, Ergründung und Darstellung schweizerischer Eigenart und Folklore – besonders eifrige Förderer wie die beiden Berner Mundartforscher Emanuel Friedli und Otto von Greyerz. Tatsächlich galt es, die volkskundliche Forschung zu beschleunigen; denn bereits focht die Moderne Bräuche an, deren Popularität noch vor kurzem über alle Zweifel erhaben gewesen war. So musste das eidgenössische Schwing- und Älplerfest vom Juli 1921 in Bern die Publizität teilen mit der internationalen Sensation des Boxkampfes Dempsey-Carpentier, während andere Sportereignisse vom Rang eines Fussball-Länderspiels in den Zeitungen für heutige Begriffe erstaunlich wenig Raum beanspruchten.

Kunst und Kultur wachsen in der Eidgenossenschaft nicht in einem einzigen Zentrum, sondern in einer Vielzahl von Regionen und Ortschaften, und ihre Mannigfaltigkeit lässt sich nicht auf knappem Raum zusammenraffen. An die Stelle einer Skizze mag deshalb der Hinweis auf einige literarische und musikalische Ereignisse in Bern während des Jahres 1921 treten, wobei selbstverständlich aus anderen Städten ebenso Bedeutsames zu melden wäre: Ende Januar trug Thomas Mann im Grossratssaal aus eigener

Dichtung vor, Ende September sang Hanns Indergand Lieder zur Laute, und kurz darauf sprach Albert Schweitzer über seine Erlebnisse als Tropenarzt in Äquatorialafrika. Dem Vortrag folgte ein Orgelkonzert im Münster zugunsten des Urwaldspitals von Lambarene. Schliesslich ernannte die Universität Ende November an ihrem Dies academicus die beiden Komponisten Friedrich Klose und Fritz Brun zu Doktoren der Philosophie ehrenhalber. Selbst diese kleine Kostprobe lässt sich also nicht als Ganzes dem Stichwort «Weltweite» oder «Heimatverbundenheit» zuordnen; denn sie ist beiden zugleich verpflichtet.

*

Wir haben unseren Überblick über die Schweiz im Jahre 1921 mit Gedanken über das Verhältnis von Gegenwart und Vergangenheit eingeleitet und kehren zum Schluss dorthin zurück. Es fällt auf, wieviele Themen vor fünfzig Jahren diskutiert wurden, die heute noch nicht über das Stadium der Postulate, Entwürfe und Provisorien hinausgekommen sind: Fünfunddreissig Bündner Pfarrer unterstützten die Eingabe der «Frauenliga für Frieden und Freiheit», welche einen Zivildienst für Dienstverweigerer aus Gewissensgründen forderte; Vorträge erörterten die Gewinnbeteiligung der Arbeiter, die Psychologie der Jugendlichen und den Kampf gegen die Überfremdung; Frauenvereinigungen verlangten die politische Gleichberechtigung des schwachen Geschlechtes mit der Männerwelt, und Beamtenorganisationen protestierten gegen das Vorhaben, die Mieterschutzbestimmungen zu beseitigen. Die juristischen Fakultäten der Schweiz wollten am Druckzwang für Dissertationen festhalten, und die Schweizer Ärzte wandten sich in einer Urabstimmung gegen fast alle vorgeschlagenen Reformen im Entwurf für eine neue eidgenössische Maturitätsordnung.

Waren die Schweizer von 1921 so weitblickend, dass sie die Probleme von 1971 vorausahnten, oder hat sich unser Land während des letzten halben Jahrhunderts in mancher Beziehung nicht mehr weiter entwickelt? So wird die Geschichte zum Spiegel, der uns unsere eigene Fragwürdigkeit vorhält, wo wir vorerst meinten, wir hätten über Taten und Unterlassungen unserer Vorfahren oder unserer Jugendzeit zu urteilen.

Die Gründung der «Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur»

KLAUS URNER

Der Versuch, die Anfänge der «Schweizer Monatshefte» herauszuarbeiten, wird vor allem durch zwei Hindernisse erschwert. Einmal ist die Quellenlage unbefriedigend und verlangt umständliche Nachforschungen; zum andern – und dies ist nicht von geringerer Bedeutung – haben die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges das Verständnis für jene Epoche, aus der die Monatshefte herausgewachsen sind, gleichsam verschüttet. Es ist nicht ohne Reiz, aus Anlass des fünfzigjährigen Bestehens dieser Zeitschrift sich noch einmal in ihre Gründungszeit zurückzuversetzen. Hinzu kommt, dass uns die Geschichte ihrer Entstehung fast ausschliesslich in der Schau von Hans Oehler überliefert ist. Gewiss, ohne seine Initiative und sein tatkräftiges Wirken als Redaktor wäre die geplante Monatsschrift wohl nie verwirklicht worden. Indem er sie aber als seine alleinige Schöpfung und sich selbst als ihren geistigen Vater ansah, blieb jener Personenkreis im dunkeln, ohne den Oehlers Initiative ins Leere gegangen wäre. Als es 1934 zur Trennung von Hans Oehler kam, hatte Theodor Bertheau einer solch einseitigen Darstellung mit folgenden Worten widersprochen: «Auf jeden Fall hat Herr Dr. Oehler die Monatshefte nicht aus sich selbst gezeugt, sondern es bedurfte einer in mehrfacher Hinsicht die Grundlage bildenden Genossenschaft, deren Gründung nicht bloss sein Werk ist, wie es ja selbstverständlich ist, dass Unternehmungen geistiger Natur, wie es die Monatshefte sind, von einer bestimmten Schicht oder einem bestimmten Kreise von Personen getragen werden müssen ...[1].» Eine Klärung der kontroversen Meinungen auf dokumentarischer Grundlage unterblieb damals. Um so mehr ist es heute gegeben, jene umstrittenen Anfänge zu erhellen, soweit dies die hier zum Teil erstmals verwerteten Unterlagen ermöglichen[2].

Am 30. Mai 1920 fand in Basel jene Gründungsversammlung statt, auf der die wenig aufschlussreichen «Satzungen der Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur» gutgeheissen wurden[3]. Durch den Kampf gegen den Beitritt der Schweiz in den Völkerbund wesentlich gefördert, hätte sie kaum zu einem ungünstigeren Zeitpunkt

vorgenommen werden können. Gerade zwei Wochen vorher, am 16. Mai 1920, hatte sich das Schweizervolk nach einer leidenschaftlichen Diskussion für den Beitritt zum Völkerbund ausgesprochen. Die Hoffnung, auch eine Annahme würde der Gegenbewegung Auftrieb und damit der geplanten Zeitschrift vermehrten Rückhalt geben, erwies sich zumindest als verfrüht. Der Basler Verleger, der für die Verlagsübernahme schon gewonnen zu sein schien, zog sich unter dem Eindruck des Entscheides vom 16. Mai wieder zurück, und mancher Gleichgesinnte ergab sich in die nun einmal geschaffene Lage. Als Redaktor der neuen Zeitschrift hatte Hans Oehler – wie aus seinem Nachlass andeutungsweise hervorgeht – bereits kurz nach der Gründung mit der Herausgabe der Monatshefte beginnen wollen. Diese erste Nummer, für die die gelieferten Mitarbeiterbeiträge sogar honoriert worden sind, musste unter den genannten Umständen ausbleiben. Erst zehn Monate später, im April 1921 konnte das erste Heft erscheinen und damit den Beginn zu einer kontinuierlichen Verlagstätigkeit setzen.

Die Gründungsversammlung vom 30. Mai 1920

Um die Ursprünge der «Schweizer Monatshefte» aufzuzeigen, ist es notwendig, jene bisher zumeist übergangenen Genossenschaftsmitglieder eingehender kennenzulernen, die vor dem Erscheinen des ersten Heftes dabei waren. Vorerst beschränken wir uns auf die Gründungsversammlung vom 30. Mai 1920, die 21 Mitglieder zählte. Von ihnen zeichneten 16 einen Anteilschein im Mindestbetrag von Fr. 100.—, zwei zahlten das Doppelte ein und drei Genossenschafter bezogen Anteile für Fr. 500.—. Zusammen ergab dies ein Startkapital von Fr. 3500.—, das gerade in Anbetracht der Wirtschaftsdepression viel zu klein war. Aber auch die Berufsstruktur der Gründungsteilnehmer zeigt, dass man sich auf einen allzu eng begrenzten Kreis beschränkt hatte. Sie wies – von einer Ausnahme abgesehen – lauter Akademiker auf, darunter acht Professoren und Dozenten, fünf hohe Vertreter des Richterstandes sowie einen Rechtsanwalt, je zwei Instruktionsoffiziere und Redaktoren[4].

Weit mehr noch als die Berufsstruktur interessieren hier die politischen Vorstellungen der massgebenden Mitglieder, erhellen sich doch erst durch sie die mit der Gründung verbundenen Ziele. 1888 in Aarau geboren, hat Hans Oehler sein Studium in Philosophie, Welt-, Kunst- und Literaturgeschichte mit einer Doktorarbeit über «Trieb und Wille» ein Jahr vor Kriegsausbruch abgeschlossen. Auf diese philosophische Denkschulung ist es zurückzuführen, wenn Oehlers Beiträge trotz ihrer Einseitigkeit beachtliches Niveau hatten und nicht zuletzt ihres programmatischen Charakters wegen zunehmende Beachtung fanden. Zuerst der Kunstkritik verpflichtet,

wandte er sich während der letzten Kriegsjahre immer mehr dem Bereich der kulturpolitischen Journalistik zu. Seinen Vorstellungen zufolge entsprangen die Ideale des vergangenen Zeitalters dem materiellen Lebenswillen. Mit dem Umbruch von 1918 schien ihm jedoch, dass das geistige Lebenselement über den Materialismus siegen werde. Für die neuen Ideale rief er auf, hinabzusteigen bis «zu den Quellen des geistigen Lebens, zum Volkstum». «Gefahr droht uns nur», so schreibt Oehler, «wenn wir selbst verfremden, wenn wir dem Ursprung unserer Kultur untreu, wenn wir Kulturmischlinge werden, wenn unser Blick auf materielles Wohlergehen und nicht darüber hinaus auf geistige Aufgaben gerichtet ist[5].» Schon in diesem Passus lassen sich zwei Komponenten erkennen, die später für das Denken Oehlers bestimmend wurden: der dem Völkischen entnommene Kulturbegriff und die Verachtung für den als materialistisch verschrienen Liberalismus. Wie sich mehr als zehn Jahre später zeigen wird, sind diese Vorstellungen keineswegs bei allen vorerst anscheinend gleichgesinnten Gründungsmitgliedern massgebend.

Was sie zusammengeführt hat, ist der gemeinsame Kampf gegen die tatsächlichen und vermeintlichen Einflüsse der Entente, gegen eine Bewegung, «die die Zerreissung des geistigen Zusammenhangs zwischen Deutschland und der deutschen Schweiz» zum Ziele zu haben schien[6]. Hier fanden sich die verschiedensten Gruppen, die sich der deutschen Kultur eng verbunden fühlten. Der unnötige Kampf von «Civilisation und Kultur», von dessen Leidenschaft Thomas Mann in den «Betrachtungen eines Unpolitischen» ein so beredtes Zeugnis gegeben hat, trieb auch in der Schweiz diesseits und jenseits des Grabens als unrühmliches Spiegelbild des grossen Krieges sein Unwesen.

Hans Oehler war nicht nur das jüngste unter den Gründungsmitgliedern. Indem er sich mit der Politik erst relativ spät auseinandersetzte, wurden ihm wie jener um über zehn Jahre nach ihm geborenen Generation der Weltkrieg und der Vertrag von Versailles zum bestimmenden Erlebnis. Die Mehrheit der Gründungsmitglieder war hingegen noch vor der Reichsgründung von 1871 geboren worden; wohl die meisten Persönlichkeiten dieses Kreises standen wie etwa Theodor Bertheau noch ganz unter dem Eindruck der Bismarckschen Epoche. Dass die Schweiz unter Führung des Deutschschweizertums während vieler Jahre grössten Wohlstand und Sicherheit genoss, führten sie auf den Reichskanzler als Garanten des europäischen Friedens zurück. Preussische Zucht und Ordnung sowie der preussische Militarismus hatten bei ihnen die Wirkung nicht verfehlt. Andererseits blieb vielen von ihnen der französische Kulturbereich völlig fremd und erfüllte sie mit einem tiefen Misstrauen. Sie fürchteten, dass «eine vernichtende Niederlage Deutschlands den Niedergang der deutschen und damit auch der deutschschweizerischen Kultur zur Folge habe»[7].

Der «Deutschschweizerische Sprachverein»

Ein Teil der Genossenschafter hatte sich schon früher in Vereinen betätigt, die in ihrer Zielsetzung manche Ähnlichkeit aufzuweisen hatten. Albert Bachmann, der bekannte Erforscher der schweizerischen Mundarten und langjährige Chefredaktor des Idiotikons, Otto von Greyerz, der sich als Universitätslehrer um die Sprache und Literatur der deutschen Schweiz verdient gemacht hat, sowie der Basler Appellationsgerichtspräsident Gerhard Boerlin, Obmann der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, betätigten sich an führender Stelle im «Deutschschweizerischen Sprachverein»[8]. 1904 von schweizerischen Mitgliedern des «Allgemeinen Deutschen Sprachvereins» gegründet, widmete er sich der Pflege und dem Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz. Die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturbereich sollte hier gewahrt werden, wobei die staatliche Einheit der Schweiz – obwohl ihm von gegnerischer Seite dies zuweilen unterstellt wurde – in keiner Weise angetastet wurde.

Wie bot sich nun der Zusammenbruch Deutschlands für den «Deutschschweizerischen Sprachverein» dar? In der Niederlage sah er nicht nur Deutschland und Österreich als Staaten erschüttert; indem er die Stellung des gesamten Deutschtums in der Welt bedroht glaubte, fühlte er sich selbst in Mitleidenschaft gezogen. «Auch wir Deutschschweizer», so meint das Vereinsblatt, «haben den festen Rückhalt für die Geltung unserer Muttersprache verloren.» Und über die Vertragsverhandlungen von Versailles spricht dessen Redaktion die folgende charakteristische Befürchtung aus: «Was geht uns dieser sog. Friede an? Uns? Einen Sprachverein? Einen schweizerischen Verein? Sehr viel. Denn in Paris ist offenbar beraten worden und man glaubt herausgefunden zu haben, wie das *Deutschtum ausgerottet* werden könne. Gemeint ist natürlich nur das Deutschtum im Reich, getroffen aber werden wir auch – wenn's gelingt[9].» Hier dürfte wohl das Hauptmotiv zu finden sein, das diesen Kreis zum Gegner eines Beitritts der Schweiz zum Völkerbund werden liess. Das Mitteilungsblatt eines Sprachvereins war jedoch nicht das gegebene Forum, um in der Öffentlichkeit für politische oder kulturpolitische Forderungen einzutreten. Um so eher begrüssten daher manche seiner Mitglieder die Gründung einer überparteilichen Monatsschrift durch ihre aktive Unterstützung.

Der «Verband der Deutschschweizerischen Gesellschaften»

Zweifellos noch bedeutungsvoller für die Gründung der «Monatshefte» ist der «Verband der Deutschschweizerischen Gesellschaften». 1916 als eine ausgesprochene Erscheinung des kulturpolitischen Konfliktes in der Schweiz

entstanden, besass er zuerst in Basel und bald auch in Bern, Glarus und Zürich Ortsgruppen. In einem Aufruf zum Beitritt wird der Zweck dieser Vereinigung wie folgt umschrieben:

«Wir Deutschschweizer müssen uns zusammenschliessen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, trotz unserer Mehrheit schliesslich ganz ins Hintertreffen zu geraten. Wir dürfen uns den bestimmenden Einfluss auf die Geschicke unseres Landes nicht entwinden lassen! Darum wolle sich jeder Schweizer, der will, dass die Unabhängigkeit unseres Landes aufrecht erhalten bleibe, der Deutschschweizerischen Gesellschaft anschliessen[10].»

Der Verband, der mit über 650 Mitgliedern wohl doppelt so gross wie der «Sprachverein» war, sah sich seiner ausgesprochen politischen Zielsetzung wegen zahlreichen Angriffen ausgesetzt. Die kritische Beurteilung der Auseinandersetzung zwischen der deutschen und welschen Schweiz während des Ersten Weltkrieges könnte nur im Rahmen einer eingehenden Untersuchung erfolgen, soweit sie nicht schon durch die Dissertation von Peter Alemann geleistet wurde[11]. Für den vorliegenden Zusammenhang ist bedeutsam, dass mit der Niederlage Deutschlands auch das Programm der «Deutschschweizerischen Gesellschaft» für viele ihrer Mitglieder seine Kraft eingebüsst hatte. Hinzu kamen noch innere Meinungsverschiedenheiten über den künftig einzuschlagenden Weg. Was sie noch zusammenhielt, war der gemeinsame Kampf gegen den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund. So ist es denn kein Zufall, dass ihr letztes Mitteilungsblatt anfangs Mai 1920 erschien. Zu der hier noch angekündigten Versammlung, die nach der Volksabstimmung vom 16. Mai zur Festlegung der Richtlinien für die weitere Arbeit hätte stattfinden sollen, ist es unter dem Eindruck des Abstimmungsergebnisses offenbar nicht mehr gekommen. Vielleicht war es gerade die Basler Gruppe, die fühlte, dass die «Deutschschweizerische Gesellschaft» kein geeignetes Forum für die Nachkriegszeit bilden konnte. Neben Hans Oehler, Gerhard Boerlin und Heinrich Welti hatte ihr auch Hermann Bächtold angehört; unter diesen Deutschfreunden war der Basler Historiker wohl der profilierteste Kopf. Zusammen mit dem Zürcher Dozenten Christian Beyel, dem durch die Oberstenaffäre bekannt gewordenen Karl Egli und den Professoren Rupe und Rudolf Tschudi, die alle dem aufgelösten Verband angehört hatten, zählten sie mit zu den Gründern der «Monatshefte». Auch gilt es, auf die diesem Kreis gesinnungsmässig nahestehende Wochenschrift «Das Freie Wort» hinzuweisen. Sie erschien in Bern und diente seit 1919 den Völkerbundgegnern als Organ. Ihr Redaktor war Hans Zopfi, während sich Hans Oehler neben seiner Mitarbeit offenbar erfolglos um eine finanziell bessere Grundlage dieses Blattes bemühte[12]. Auffälligerweise hat es – wie wir dies schon bei den «Deutschschweizerischen Gesellschaften» beobachtet hatten – die Abstimmung vom 16. Mai 1920 ebenfalls nicht überlebt. Die Absicht, die freigewordenen Kräfte für die geplante Monatsschrift zu gewinnen, bevor sie sich anderswo gebunden hatten, dürf-

ten Hans Oehler sowie die mit ihm den ersten Vorstand bildenden Mitinitianten Gerhard Boerlin und Theodor Bertheau zur übereilten Aktion veranlasst haben. Aus jener Verbindung mit Hans Oehler ist auch verständlich, dass Hans Zopfi während der ersten Zeit regelmässig einen Beitrag für die «Politische Rundschau» der Monatshefte schrieb und einige grössere Aufsätze lieferte.

Politik und Kultur

Zwar wissen wir über die Gründungsversammlung vom 30. Mai 1920 ausser der Genehmigung der Statuten und der Namen ihrer Teilnehmer nichts. In jenem anfangs Mai erschienenen letzten Mitteilungsblatt der «Deutschschweizerischen Gesellschaft» hatte jedoch Hans Oehler einen Artikel «Unsere Aufgabe» veröffentlicht, der sich wie eine Einführung in das geplante Projekt liest und auf die Verbindung «Politik und Kultur» hinweist, die im Titel der Zeitschrift ausgedrückt wird[13]:

«Kaum im Laufe ihrer Geschichte war die Schweiz mehr bedroht, ihren angestammten Charakter eines deutschen Staats- und Kulturgebildes zu verlieren. Heute, wo die französische Ostpolitik den grossen Erfolg der Besitznahme des Elsasses zu verzeichnen hat, und dieselbe durch eine skrupellose Ausrottung der deutschen Sprache und Kultur zu sichern strebt, ist auch für uns Schweizer die Gefahr einer kulturellen Einwelschung mit gleichzeitiger politischer Einbeziehung in den französischen Machtbereich in drohende Nähe gerückt.

Hier also liegen schweizerische Aufgaben vor. Um ein solches Abhängigwerden unserer Politik von der französischen Politik, eine solche Einstellung für fremde Zwecke zu verhindern, müssen wir selbst in die Politik eintreten.»

Vergegenwärtigt man sich, dass die «Deutschschweizerische Gesellschaft» für eine Verlagsgründung zur Herausgabe von einzelnen Druckschriften ein Mindestkapital von Fr. 50000.— als notwendig erachtet hatte, so wird anschaulich, dass ein Budget von Fr. 3500.— zur Herausgabe einer regelmässigen Monatsschrift nicht ausreichen konnte. Es musste daher versucht werden, weitere Genossenschafter zu gewinnen. Als Gegner des Völkerbundes hatten schon von Anfang an Altbundesrat Ludwig Forrer, Fritz Rieter und Eugen Curti, der übrigens der Präsident des «Eidgenössischen Komitees gegen den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund» gewesen war, die Monatshefte unterstützt. Vor allem aus diesem Kreis war denn auch weitere Hilfe zu erwarten. Insgesamt vermochten bis zum Erscheinen des ersten Heftes weitere 19 Genossenschafter verpflichtet werden, die zusätzliche Anteilscheine für Fr. 2500.— zeichneten. Dass neben Oberstkorpskommandant Steinbuch der ehemalige Generalstabschef Theophil von Sprecher hinzu gewonnen werden konnte, erwies sich für die Anfänge der Zeitschrift als wertvolle Hilfe. Sein Aufsatz «Einige Bemerkungen über die

heutige militärpolitische Lage der Schweiz» im Heft 4 des ersten Jahrganges verhalf der Zeitschrift, das Eis endgültig zu brechen. Vielleicht ist unter diesen später Hinzugekommenen noch eine kleine Gruppe zu erwähnen, die im Juni und Juli 1920 beigetreten war. Eduard Blocher, Fritz Fick, Edgar Schmid und Alexander von Senger hatten 1915 an führender Stelle zu jenem Kreis gehört, der unter dem Namen «Stimmen im Sturm aus der deutschen Schweiz» eigentliche Kampfschriften herausgab, die durch ihre leidenschaftliche Einseitigkeit grosses Aufsehen erregt und beredten Widerspruch gefunden hatten[14]. Die «Stimmen im Sturm», die von Pfarrer Eduard Blocher initiiert worden waren, überdauerten nicht einmal ihr Gründungsjahr; zum grossen Teil fand sich diese Gruppe in der «Deutschschweizerischen Gesellschaft» wieder. Wenn manche Persönlichkeit in mehreren der genannten Vereine mitwirkte, so lag dies in der verwandten Zielsetzung begründet.

«Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz»

Dass die Monatshefte im April 1921 mit ihrem Erscheinen beginnen konnten, ist zum Teil auch der kurz zuvor am 12. März erfolgten Gründung des «Volksbunds für die Unabhängigkeit der Schweiz» zu verdanken. Nachdem die ersten Erfahrungen der schweizerischen Beteiligung am Völkerbund vorlagen, suchten seine Gegner sich neu zu formieren. Aus den früheren kantonalen Komitees gegen den Beitritt zum Völkerbund sollte eine nationale Organisation geschaffen werden, die sich für die Rückgewinnung der absoluten Neutralität einzusetzen hatte. Eine interne Denkschrift, die eine solche Neugründung anregte, führte unter anderem aus[15]:

> «Vor der Gefahr, starker Beeinflussung von aussen ausgesetzt zu sein, in fremde Händel gezogen und selbst gelegentlich Kriegsschauplatz zu werden, wahren wir uns nur durch aufmerksamstes Verfolgen der Tätigkeit des Völkerbundes und schärfste Aufsicht über die Rolle, die unsere Vertretung dabei spielt. ... Im Gegensatz zu den Beitrittsfreunden müssen also die Beitrittsgegner bestrebt sein, dass die breite Öffentlichkeit von jeder mit dem Völkerbund zusammenhängenden Tätigkeit Kenntnis erhalte. Sie müssen dafür sorgen, dass man sich überall mit den internationalen Vorgängen beschäftigt und der verpflichtungsgemässen Teilnahme der Schweiz an denselben, weil auf diese Weise die Unvereinbarkeit der gegebenen Versprechungen mit den eingegangenen Bindungen dem Volke zum Bewusstsein kommt.»

Präsident dieses «Volksbundes», der 1923 erfolgreich das Referendum gegen die Abtretung der Genfer Freizonen unterstützte und 1927 eine Initiative gegen die Annahme ausländischer Orden durch Schweizer lancierte, war Eugen Curti. Als Protokollführer jener ersten Sitzung im März 1921 zeichnete Hans Oehler; noch dauerte es drei Monate, bis sich der «Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz» durch eine öffentliche

Versammlung definitiv konstituierte. Der Umstand, dass gerade die aktivsten Genossenschafter der «Schweizer Monatshefte» zumeist auch dem «Volksbund» angehörten, hat in der Folge zu der Annahme geführt, dass die beiden Unternehmungen im Grunde genommen identisch seien. Die vorliegende Untersuchung dürfte die bisher unbesehen übernommene Vorstellung insofern ändern, als diese oberflächliche Beurteilung gerade für die Anfänge dieser Zeitschrift nicht zutrifft. Ihre Genossenschaftsmitglieder lassen sich als eine kleine, in sich verwandte Gruppe klar bestimmen. Der «Volksbund» hingegen sprach als eine politische Bewegung weitere Kreise an, die zwar mit seinen aussenpolitischen Zielvorstellungen sympathisierten, die aber eine Verbindung mit kulturpolitischen Aufgaben ablehnten. Diese Trennungslinie, die zu Anfang sehr deutlich gezogen worden ist, lässt sich auch im ersten Jahrgang der Monatshefte selbst feststellen. Die Identität im Teilbereich Politik manifestiert sich etwa in der redaktionellen Vorbemerkung zu einer Kundgebung des «Volksbundes»[16]: «Man ersucht uns um Aufnahme nachstehenden Aufrufs. Wir geben dem Gesuch um so lieber Folge, als sich die Bestrebungen des ‹Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz› in weitestem Masse mit den von den ‹Monatsheften› auf dem Gebiet der schweizerischen Politik verfolgten Zielen decken.» Die Abgrenzung hatte Hans Zopfi unüberlesbar bereits früher vorgenommen, als er die Leser der Zeitschrift mit den folgenden Worten auf den neuen Bund aufmerksam machte: «Sein Ziel ist ein rein politisches, und deshalb muss sein ganzes Wesen rein politisch sein und bleiben. Er hat von allem Anfang an mit vollem Recht abgelehnt, irgendwelche sprach- oder kulturpolitischen Ziele mitzuverfolgen[17].» Der hier schon erhellte Begriff «Kultur» ist vom «Volksbund» damals bewusst ausgespart worden. Wenn sich auch bald die Bande zwischen jener politischen Vereinigung und dieser Zeitschrift enger gestalteten und die Grenzen allmählich verwischt wurden, dürfen die ursprünglich wesentlichen Unterschiede nicht ignoriert werden. Unter veränderten Umständen gewannen sie wieder an Bedeutung, als in der ersten Hälfte der vierziger Jahre nach jahrelanger Zusammenarbeit die Wege sich trennten.

Das erste Heft

Die Anfänge der Monatshefte begannen höchst bescheiden. Da ein Verleger nicht gefunden werden konnte, übernahm Hans Oehler diese zusätzliche Aufgabe bis zu einer endgültigen Lösung[18]. «Ein Buchhändler weihte mich», so erinnert sich Oehler, «notdürftig in die Geheimnisse einer ‹fest›-, ‹bedingt›- und ‹bar›-Faktur ein. Ein Drucker war gegen entsprechende Bezahlung bereit zu drucken. Tisch, Stuhl und Schreibmaschine standen in

meiner Junggesellenbude zur Verfügung. So konnte also die Zeitschrift erscheinen[19].»

Das erste Heft veröffentlichte keine spektakulären Aufsätze, die eine grössere Diskussion hätten auslösen können; wenn auch zunächst unscheinbar, enthielt es – fast fünfzig Seiten stark – manches, was das spätere Bild dieser Zeitschrift geprägt hat. Im Hauptteil stellt Jacques Handschin bereits anderswo veröffentlichte Dokumente aus der Geschichte der russischen Aussenpolitik vor, die sich auf die Jahre 1908 bis 1917 beziehen. Seinen Einführungsartikel hat Hans Oehler einer Studie über die schweizerische Neutralität gewidmet. Der deutsche Rechtshistoriker der Berliner Universität, Professor Ulrich Stutz, gelangt mit einer Abhandlung «Die Schweiz in Geschichte und Wissenschaft des deutschen Rechtes» zu Worte, deren zweiter Teil im nächsten Heft abgedruckt wurde. Dem sprachlichen Anliegen der Zeitschrift gibt Arnold Büchli mit einem Beitrag über «Meinrad Lienerts neuer Band Mundartlyrik» Ausdruck. Die «Politische Rundschau» beginnt Hans Zopfi mit einem schweizerischen Überblick. Über die Probleme in Deutschland gibt Rudolf Pechel Auskunft, während Hans Oehler Betrachtungen über «Frankreich vor dem Kriege» hinzufügt. Mit dem Problem «Schule und Öffentlichkeit» befasst sich die Rubrik «Kulturelles». Ein letzter Teil ist den Büchern gewidmet: Hermann Bächtold rezensiert hier in vernichtender Weise die «Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten» von Hermann Freiherrn von Eckardstein.

Eingehendere Aufmerksamkeit verdienen die diesem Hefte zur Einführung vorangestellten Worte. Die Gedanken, denen wir bereits in der einen oder anderen Form begegnet sind, werden hier als Richtschnur für den einzuschlagenden Weg zusammengefasst. Um das künftige Geschick selbst bestimmen zu können, sei die aufmerksamste und genaueste Verfolgung der Vorgänge auf der politischen Weltbühne erforderlich. Hinzu komme die stete Beschäftigung mit den Fragen der schweizerischen Aussenpolitik. Die Erkenntnis des engen Zusammenhanges zwischen der inneren und äusseren Politik gelte es durchzusetzen. Aber auch das kulturelle Leben sei ernsten Gefahren ausgesetzt. Die «Vertrautheit mit der eigenen Vergangenheit und dem Wesen des eigenen Staates und Volkes» müsse vermehrt gewonnen werden, um der allgemeinen Verflachung und Verfremdung des angestammten Volkscharakters entgegenzuwirken. Eine künstliche Zerreissung des «inneren Zusammenhangs zwischen dem deutschen Gesamtkulturreich und unserm deutschschweizerisch-alemannischen Geistesschaffen» würde zur geistigen Unfruchtbarkeit führen. Auf dem Gebiete der Bildung werden «Erziehung und Weltanschauungsgestaltung versuchen müssen, ... an Stelle geistiger Zersplitterung und Haltlosigkeit jene innere Wesenseinheit zu schaffen, die wir als höchste und letzte Offenbarung menschlichen Daseins empfinden»[20]. Neben den bekannten politischen und kulturellen

Aufgaben kommt – wie dem letzten Passus zu entnehmen ist – offenbar noch eine dritte Funktion hinzu, die ganz Oehlers Intentionen entsprach und die einer vagen Aufbruchstimmung entspringen mochte, deren Ziele noch im unklaren lagen.

Die Aufnahme in der Öffentlichkeit

Die erste Nummer war alles andere als ein Erfolg. Hans Oehler schildert die damalige Situation am besten:

«Schon nach wenigen Tagen hatte ich 20 zahlende Abonnenten. Dazu eine ganze Anzahl ermunternder Zuschriften. ... Im übrigen war mir in den nachfolgenden Wochen keineswegs immer rosig zu Mut. Lange Zeit brachte der Paketpostträger jeden Morgen einen grossen Sack Hefte zurück, die ich an Interessenten verschickt hatte und von diesen nicht gewünscht wurden. Da ich im dritten Stock wohnte, schüttete der hohe Beamte – was beamtet war, war für mich in jenen Jahren alles ‹hoch›, darum hätte ich auch nie gewagt zu reklamieren – seinen Sack jeweils kurzerhand auf die Steinplatte vor der Haustüre aus und überliess es mir, die aufgetürmten Hefte unter den – wie mir natürlich schien – höhnischen Blicken der Nachbarn und Hausleute in einem stets bereit gehaltenen Holzkorb in mein ‹Verlags-Büro› hinaufzutragen[21].»

Recht unterschiedlich war denn auch die Aufnahme in der Öffentlichkeit. Vor allem die dem Volksbundkreise nahestehende «Züricher Post» empfahl das Werk «der ernsthaften Beachtung weitester Kreise» und begrüsste die neue Zeitschrift, weil sie eine seit langem empfundene Lücke in der schweizerischen Publizistik ausfülle[22]. Diese wohlwollende Beurteilung bildete jedoch die Minderheit. Sofern die Neugründung nicht geradezu übergangen wurde, dürfte eine zurückhaltende Skepsis vorgeherrscht haben. Bezeichnend für diese Einstellung ist der lakonische Kommentar der «National-Zeitung», die insbesondere im Hinblick auf die kulturpolitische Aufgabenstellung meinte: «Inwieweit zur Verfolgung gerade dieser Ziele zu unsern vielen andern Zeitschriften, die Mühe haben zu leben, noch eine neue nötig war, wird ihre Entwicklung zeigen müssen[23].» Die «Tribune de Genève» sprach gar von einem «Wiedererscheinen der pangermanistischen Stimmen im Sturm», eine Meldung, die in offenbar noch verdrehter Weise im Amsterdamer «Telegraaf» und in der Londoner «Times» ihren Niederschlag fand. Hans Oehler gab sich jedoch betont optimistisch, obwohl auch den beiden folgenden Heften die erhoffte Wirksamkeit abging. Immerhin doppelte nun die «Züricher Post» nach, indem sie der neuen Zeitschrift mehr als eine Spalte widmete. Vor allem trat sie der laut gewordenen Kritik entgegen[24]:

«Es handelt sich bei dieser Zeitschrift nicht darum, den vorhandenen Zeitschriften politischer oder kultureller Art eine neue anzufügen. ... Die Dinge liegen indes so, dass viele politisch interessierte Schweizerbürger seit Jahren schmerzlich eine Zeitschrift ver-

missen, deren Sorge es ist, für die politische Bereicherung und Vertiefung unseres Lebens einzustehen, politische Tagesfragen losgelöst vom Lärm des Tages in ruhiger Sachlichkeit abzuwägen und auf ihren innern Wert hin zu prüfen; eine Zeitschrift also, wie sie dem politisch Gebildeten und Interessierten unentbehrlich ist. Gewiss haben einzelne schweizerische Zeitschriften den Versuch ebenfalls unternommen, aber kaum nach Willen und dem Sinn jener schweizerischen Kreise, deren politischer Wille untrennbar mit der Aufrechterhaltung einer strengen, nicht differenzierten Neutralität verbunden ist.»

Dass sich die Aufgaben der Monatsschrift nicht in der Politik erschöpfen, wurde zwar erwähnt; es fällt jedoch auf, dass die Kulturfragen am wenigsten Anklang fanden. Nachdem sich der «Volksbund» im Juni 1921 der Öffentlichkeit vorgestellt hatte, erhielten auch die Monatshefte erneuten Auftrieb. Selbst der deutsche Gesandte in Bern, Adolf Müller, machte sie zum Gegenstand eines Berichtes nach Berlin, wobei seine Hauptquellen zum Teil ungenaue Zeitungsberichte gewesen sein dürften. Die «Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur» stellte er daher als das Organ des Volksbundes vor, fügte jedoch bemerkenswerterweise hinzu: «Ausserdem stehen hinter dieser Gründung, die zunächst auf zwei Jahre gesichert sein soll, die Kreise der Deutsch-Schweizerischen Gesellschaft. Redaktor ist Dr. Hans Oehler, der seinerzeit an der eingegangenen Wochenschrift ‹Das Freie Wort›, die ähnliche Tendenzen verfolgte, tätig war[25].»

Durchbruch – dank prominenter Mitarbeiter

Nachdem die beiden ersten Hefte nur eine bescheidene Wirkung erzielt hatten, gelang Hans Oehler der Durchbruch gleichsam mit einem Kunstgriff. In der «Revue Militaire Suisse» hatte Oberst Feyler einen Aufsatz über die strategische Situation der Schweiz nach dem Völkerbundsbeitritt veröffentlicht, dessen Schlussfolgerungen vor allem in der deutschsprachigen Schweiz Widerspruch erregten[26]. Oehler publizierte nun Auszüge dieser Abhandlung in wörtlicher Übersetzung und stellte ihnen als Einführung einige anerkennende Worte voran.

Dieses Vorgehen wirkte auf den eigenen Leserkreis als Provokation; Andreas Heusler erklärte sein Befremden schriftlich[27]. Hans Oehler bat nun den ehemaligen Generalstabschef Theophil von Sprecher, seine Ansicht über die militärischen Folgen in den «Monatsheften» darzulegen, die sich aus der differenziellen Neutralität ergaben. Dass sich von Sprecher dazu bewegen liess, war ein grosser Erfolg. Oberst Feyler hatte zwei Fälle einer Bereitstellung im Verteidigungsfalle vorgeschlagen. Sollte der Völkerbund nicht beteiligt sein, so wären die Kräfte im neutralen Aufmarsch mit gleichmässiger Front nach allen Seiten aufzustellen; nimmt der Völkerbund jedoch am Krieg teil, so würde sich der Aufmarsch ausgesprochenermassen nach der Seite der Völkerbunds-Gegner zu richten haben. Die Lage schien

sich somit vereinfacht zu haben. Ganz anders lautete das Urteil von Sprechers: «Was jetzt von einzelnen Grossmächten gesät worden ist, das ist Kriegssaat, die sicherlich über kurz oder lang aufgehen wird und kein Mensch vermag uns zu sagen, wie es dann um uns herum aussehen und wie es um unsre Freundschaften bestellt sein wird.» Die Unsicherheit der europäischen Lage mache sie gefährlicher. Eine Stärkung der militärischen Leistungsfähigkeit hielt daher der Verfasser für erforderlich. Überdies hielt er die gleichmässige Verteilung der Kräfte nach allen Seiten für verfehlt. Den Verschiedenheiten der Gefährdung der einzelnen Fronten müsse schon beim ersten Aufmarsch Rechnung getragen werden. Seiner Zeit weit voraus geeilt ist von Sprecher mit dem Vorschlag: «Zu erwägen aber ist sodann jedenfalls noch die Frage, ob sich nicht als Grundlage aller Aufmärsche eine vorläufige Bereitstellung der Truppen empfehlen würde, aus der sie rasch und mit Leichtigkeit in jeden definitiven Aufmarsch übergeführt werden könnten[28].» Durch die grosse Beachtung, die dieser Aufsatz fand, rückten die Monatshefte vorübergehend ins Zentrum der Diskussion. Im Oktoberheft 1921 nahm General Ulrich Wille seinerseits den Faden wieder auf und setzte sich in seinem nicht ohne Leidenschaft geschriebenen Artikel «Die Bedeutung unserer Wehrkraft» dafür ein, dass «die Erreichung des höchsten Grades der Wehrkraft als oberste Staatsaufgabe» angesehen werde[29]. Im Hinblick auf die bevorstehenden Auseinandersetzungen im Parlament hatte der General nicht ohne Erfolg beabsichtigt, dass seine Auffassung in der Öffentlichkeit gehört werde. Einen ungewöhnlichen Beitrag enthielt auch die folgende Nummer: die Aufzeichnung des verstorbenen Bundesrates Eduard Müller über seinen Verzicht auf das Bundespräsidium für 1919. Durch die nach dem Sieg der Entente veränderte Lage in Misskredit geraten, hatte der als deutschfreundlich umstrittene langjährige Bundesrat auf das bevorstehende Präsidium zugunsten von Bundesrat Ador verzichten müssen. Nachdem die Darstellung Müllers in der Presse als das Bild eines verärgerten und gekränkten Mannes abgetan worden war, rief General Wille im Dezemberheft dazu auf, aus dem Fall Müller zu lernen, «dass die während dem Krieg uns aufgezwungene Gewohnheit, uns vor dem Mächtigen zu ducken, und bei diesen die Gewohnheit, uns schlecht zu behandeln, aufhören muss»[30]. Im gleichen Heft begann auch der Abdruck von Auszügen aus den Lebenserinnerungen von Bundesrat Simon Bavier, der sich bis zur Juninummer 1922 fortsetzte. Theophil von Sprecher hatte diese Aufzeichnungen seines Schwiegervaters den Monatsheften zur Verfügung gestellt[31].

Es war nicht mehr zu bestreiten; die Zeitschrift hatte die Anfangsschwierigkeiten weitgehend überwunden. Über die zukünftige Gestaltung gab es selbst unter den Mitarbeitern gelegentlich verschiedene Auffassungen. Am 1. Dezember 1921 legte General Wille seine Vorstellungen über die neue

Zeitschrift in einem Brief an Hans Oehler dar, der sowohl für die Geschichte der «Schweizer Monatshefte» als auch für die damalige Einstellung des Generals von gleichem Interesse ist[32]:

«Wie Sie die Schriftleitung dieser Zeitschrift auffassen und betreiben, ist dieselbe eine gediegene vornehme Zeitschrift, die sich in den literarischen Kreisen, überhaupt bei den Gebildeten Ansehen und Beliebtheit erobern kann. – Aber das war nicht der Gründungszweck und darf erst erstrebt werden, wenn der Gründungszweck erreicht ist. Dieser ist, den Bestrebungen für Erhaltung unserer, nicht bloss bedrohten, sondern stark schon ins Wanken gekommenen Unabhängigkeit zu dienen. Hierüber brauchen die Intellektuellen nicht belehrt zu werden, sowohl diejenigen, die es bekümmert, wie diejenigen, die es aus selbstischen wie andern verächtlichen Ursachen fördern, wissen es ganz genau. Die ersteren dagegen aufzuregen hat gar keinen Zweck, denn es liegt in der Wesensart dieser hochachtbaren Leute, dass sie zu kraftvollem Handeln gegen das, was sie als der Allgemeinheit verderblich erkannt haben, nicht aufgeregt werden können und die anderen werden erst davon aufgeregt, wenn sie die Wirkung (auf die öffentliche Meinung) der Bekämpfung der von ihnen verschuldeten Zustände am Horizont aufsteigen sehen. Dann machen sie blöde Versuche, sich zu bessern; Tocqueville sagt: der schwächste Moment einer schlechten Regierung ist der, wo sie anfängt sich zu bessern!

Die Wirkung auf die öffentliche Meinung ist aber nicht zu erreichen – oder nur schwer und langsam zu erreichen – durch allgemeine Betrachtungen, auch wenn sie von unantastbarer Richtigkeit sind, sondern dadurch, dass jeder neue Vorfall mit kräftigen Schlägen an die grosse Glocke gehängt und dabei an alles Frühere erinnert wird und die Sache austönt mit einem ‹Quo usque tandem Catilina abutere patientia nostra›.

Die Monatsschrift muss eine Kampfschrift sein, dabei kann sie doch sehr vornehm gehalten sein und dadurch davor geschützt, dass sie unter die Scandalblättchen herabsinkt. Gerade dadurch, dass sie ein vornehmes Blatt bleibt und dafür gediegene, nicht polemische Artikel bringt, werden ihre Angriffe gegen die Missstände in ihrer Wirkung erhöht.»

Nicht zuletzt aus verlegerischen Gründen wäre es wohl verlockender gewesen, die Monatsschrift zu einem politischen Kampforgan auszubauen. Neben den vorwiegend aussenpolitischen Fragen wandte sie sich im Laufe der zwanziger Jahre zwar zunehmend auch der Innenpolitik zu. Ebenso scheute sie nicht die ausgesprochene Stellungnahme zu politischen Gegenwartsfragen. Grundsätzlich aber hielt sie an ihrer ursprünglichen Konzeption fest: eine überparteiliche Zeitschrift zu sein, die über die politischen Probleme ebenso wie über die kulturelle Eigenständigkeit und Verbundenheit innerhalb des deutschen Sprachraumes sachkundigen Aufschluss zu vermitteln strebte.

Für mündliche Mitteilung sowie für die zur Verfügungstellung von Unterlagen möchte der Verfasser den Familien Prof. M. Ammann-Hemmeler, Aarau, Dr. Karl Bertheau, Küsnacht, Pfr. W. Blocher, Wald, Dr. M. Boerlin, Riehen, Pfr. Heck-Rieter, Hirzel, und Dr. M. Oehler, Dielsdorf, seinen herzlichen Dank aussprechen.

[1]Theodor Bertheau, «Zu unserem neuen Jahrgang», in: Schweizer Monatshefte, 14. Jg., Heft 1 (April 1934), S. 1–4. – [2]Insbesondere der Nachlass von Hans Oehler sowie Akten des «Deutschschweizerischen Sprachvereins», des «Verbandes der Deutschschweizerischen Gesellschaften» sowie der «Stimmen im Sturm» vermittelten wertvolle Hinweise. – [3]Die Satzungen vom 30. Mai 1920 befinden sich bei den Akten der Redaktion. – [4]Unter den spärlichen Unterlagen des Redaktionsarchives vermittelt das «Genossenschafterheft» die besten Aufschlüsse. – [5]Hans Oehler, «Das grössere Vaterland», in: St. Galler Tagblatt, 13., 17. und 19. Dez. 1918. – [6]Schweizerische Monatshefte, 1. Jg., Heft 1 (April 1921), S. 1f.: «Zur Einführung.» – [7]Hans Zopfi, Theodor Bertheau †. Ein Nachruf. Sonderdruck, Zürich 1945. – [8]Vgl. die Jubiläumsschrift: «Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz. Sechzig Jahre Deutschschweizerischer Sprachverein», hg. v. d. Geschäftsstelle des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Zürich 1964. – [9]A. Steiger, «Zum dritten Jahrgang», in: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins, 3. Jg., Nr. 1/2, Jan. 1919; «Was geht uns dieser sog. Friede an?», a. a. O., Nr. 5/6, Mai 1919. – [10]Aufruf zum Beitritt, Juli 1917, aus: Akten betr. «Deutschschweizerische Gesellschaft», denen auch die weiteren einschlägigen Angaben entnommen wurden. – [11]Peter Alemann, Die Schweiz und die Verletzung der belgischen Neutralität im Weltkrieg 1914, Buenos Aires o. D. – [12]Vgl. Briefwechsel Hans Oehler – Hektor Ammann 1919/21, in: Akten Hektor Ammann. – [13]Hans Oehler, «Unsere Aufgabe», in: Mitteilungen der Deutschschweizerischen Gesellschaft, Nr. 20 vom Mai 1920. Nicht weniger bedeutsam ist die Denkschrift «Zur Einführung», die wohl Hans Oehler verfasst hat (Bestand Pfr. W. Blocher). – [14]Vgl. Akten «Stimmen im Sturm», Febr.–Sept. 1915; aus dem Nachlass v. Pfr. Eduard Blocher-Wigand. – [15]«Denkschrift», o. O., o. D.; AGZ, Nachlass Dr. Hans Oehler. – [16]Aufruf des Volksbunds für die Unabhängigkeit der Schweiz, in: Schweizerische Monatshefte, 1. Jg., Heft 7 (Okt. 1921), S. 329f. – [17]A. a. O., 1. Jg., Heft 3 (Juni 1921), S. 128. – [18]Folgt man der Darstellung von Hans Oehler, so hatte er mit der selbständigen Herausgabe der ersten Hefte eigentlich auch bereits die Rolle des Verlegers übernommen – eine Rolle, die ihm mangels Ersatzes verblieb. In diesem Umstand sah Oehler «den äusseren Anstoss zur inneren Entfremdung», die später zur Trennung führen sollte. Vgl. Nationale Hefte, 1. Jg., Heft 2 (Mai 1934), S. 68, sowie den «Anstellungs-Vertrag» v. 19. Mai 1933, Redaktionsarchiv. – [19]Hans Oehler, «Geschichte einer Zeitschrift / Ein Stück Zeitgeschichte» in: Nationale Hefte, 1. Jg., Heft 2 (Mai 1934), S. 65–77. Heft 1–6 des 1. Jg. wurden bei Gasser & Co. in Basel gedruckt. Mit der Übersiedlung der Redaktion nach Zürich im Oktober 1921 erfolgte der Druck durch die Buchdruckerei zur Alten Universität Zürich. Die Übergabe von Druck und Inseratbesorgung an die Gebr. Leemann & Co. AG wurde mit dem Vertrag vom 6. Juli 1923 vorgenommen. 1920 nicht zustandegekommen ist die Verlagsübernahme durch die «Basler Bücherstube, Kobers Buch- und Kunsthandlung A.-G.». – [20]Vgl. Anm. 6. – [21]Nationale Hefte, 1. Jg., Heft 2 (Mai 1934), S. 67. – [22]Züricher Post, Nr. 99, 29. April 1921. Die neue Zeitschrift wurde offenbar von der nicht bürgerlichen Presse überhaupt nicht bemerkt, während sie von anderen Zeitungen wie der NZZ vorerst anscheinend totgeschwiegen wurde. – [23]National-Zeitung, Nr. 195, 28. April 1921. Vgl. auch: «Unsere Aufnahme in der Öffentlichkeit», 1. Jg., Heft 2 (Mai 1921), S. 96. Das von Hans Oehler hier gezeichnete Bild trügt durch seinen Optimismus. – [24]Züricher Post, Nr. 127, 3. Juni 1921. – [25]Dt. Gesandtschaft Bern an AA, Bericht v. 7. Juni 1921, gez. Adolf Müller, in: Akten betr. innere Politik, Parlaments- und Parteiwesen, Bd. 1 1920/21, Abt. IIa Politik 5 Schweiz, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn. Müller irrt sich allerdings; Oehler war Mitarbeiter, aber nicht Redaktor an

der Wochenschrift «Das Freie Wort». – [26] F. Feyler, «La Suisse stratégique dans la Société des Nations», in: Revue Militaire Suisse, Nr. 3 u. 4, März/April 1921. – [27] «Vermutlich bin ich nicht der einzige Ihrer Leser, der befremdet war, dass solche Äusserungen unter dem Schutze der genannten Vorbemerkung in Ihrem Blatte erschienen.» Andreas Heusler an Oehler, Brief vom 2. Juli 1921, AGZ, Nachlass Oehler. – [28] Theophil von Sprecher, «Einige Bemerkungen über die heutige militärpolitische Lage der Schweiz», Schweizerische Monatshefte, 1. Jg., Heft 4 (Juli 1921), S. 145–151. – [29] Ulrich Wille, «Die Bedeutung unserer Wehrkraft», a. a. O., 1. Jg., Heft 7 (Oktober 1921), S. 289–295. – [30] Eduard Müller, «Notiz betreffend meinen Verzicht auf das Bundespräsidium für 1919», a. a. O., 1. Jg., Heft 8 (Nov. 1921), S. 337–343. Die Notiz ist datiert vom 25. 12. 1918. Ulrich Wille, «Die hinterlassenen Aufzeichnungen von Bundesrat Müller und die Wahrung unserer Unabhängigkeit», a. a. O., 1. Jg., Heft 9 (Dez. 1921), S. 385–389. – [31] Vgl. Briefwechsel Theophil von Sprecher – Hans Oehler, 1920/27, AGZ, Nachlass Oehler. – [32] General Ulrich Wille an Hans Oehler, Brief v. 1. 12. 1921, AGZ, Nachlass Oehler.

Soweit nicht anders vermerkt, wurden die Unterlagen dem Archiv der Arbeitsgruppe für Zeitgeschichte, Zürich (AGZ), entnommen.

Nach einem halben Jahrhundert

ERICH BROCK

Die Rückbesinnung auf die vor fünfzig Jahren erfolgte Gründung der «Schweizer Monatshefte» gibt Anlass, sich die damalige Zeitlage in der Schweiz heraufzurufen, aus welcher die Zeitschrift herauswuchs. Die Gründung war vorwiegend ein *politischer* Akt und auch bewusst als solcher gedacht. Das traf in gut schweizerische Überlieferung. Wie bis auf den Grund dieses Volk leidenschaftlich politisiert ist, wurde mir erst ganz klar, als ich kürzlich das umfangreiche Buch von Emil Spiess über Troxler las (Francke-Verlag, Bern), das gerade durch seinen breiten Hinabstieg in den Kampf aller gegen alle bis in die kleinsten Zeitungen, Flugschriften, persönliche Intrigen einen unübertrefflichen Querschnitt durch den politischen Alltag jener Zeit gibt.

Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg war in der deutschen Schweiz aussenpolitisch höchst erregt. Während die welsche Schweiz sich zu Kriegsbeginn geschlossen für die westliche Kriegspartei moralisch eingesetzt hatte und dabei auch weiterhin wanklos verharrte, waren die Sympathien der deut-

schen Schweiz in erheblichem Masse bei den Deutschen gewesen. Der kulturelle Einfluss Deutschlands war während des Zweiten Reiches stark, und die geradezu metaphysische Begeisterung, die 1914 in Deutschland aufbrandete, riss auch manche Schweizer mit hin, trotz des schweren Schocks, welchen die Besetzung Belgiens bedeutete. Den Krieg über bröckelte diese Parteinahme unter verschiedenen Einflüssen allmählich nicht unbeträchtlich ab, um so mehr als in Deutschland selbst, teils auch unter der Wirkung der Kriegsleiden, besonders der Hungersnot, das Volk von der anfänglichen Ideologie in Unsicherheit und Zweifel absank. Trotzdem war der Restbestand an Deutschfreundlichkeit 1918 noch wesentlich und wuchs dann unter dem niederschlagenden Eindruck der Versailler Friedensbedingungen eher noch an.

Diese Einstellungen waren zweifellos von Bedeutung für die Gründung der «Monatshefte». Wichtiger war ein anderer, wenngleich damit zusammenhängender Gesichtspunkt. Die Machtstellung der Siegermächte schien nun so widerstandslos, dass ihr Druck fast selbsttätig die Neutralität der Schweiz in Gefahr bringen konnte. Da diese Mächte im Namen der Zivilisation, des Fortschrittes, der Menschheit, der Demokratie und des Rechts gekämpft und gesiegt zu haben meinten, so konnte diese Ideologie leicht als Rechtfertigung, auch vor sich selbst, dafür dienen, die Schweiz zu unbedingter moralischer und politischer Gefolgschaft gegenüber der westlichen Mächtegruppe mit mehr oder minder sanftem Druck zu nötigen. Die Organisation, welche die Völker unter jenen idealen Gesichtspunkten zusammenzufassen beanspruchte, war der Völkerbund. Deutschland hatte noch keinen Platz darin. Da die Politik des Völkerbundes von Anfang an allzu einseitig auf die Interessen seiner Begründer ausgerichtet war, so konnte die Schweiz befürchten, in Kombinationen hineingezogen zu werden, die einen neuen Krieg gebären könnten. Tatsächlich war es zum Beispiel der versprochene, aber dann durchaus vernachlässigte Schutz der Minderheiten, welche von den Friedensschlüssen (teils befreit, zum grossen Teil aber) neu geschaffen worden waren – der einen erheblichen Beitrag zum Zweiten Weltkrieg lieferte. Nun trat die Aufforderung an die Schweiz heran, dem Völkerbunde beizutreten. Die Befürworter des Beitritts waren neben solchen, deren Sympathien von vornherein und gefühlsmässig bei den Siegermächten waren, grösstenteils ehrliche Idealisten, welche die grossen Ideale, zu denen sich der Völkerbund bekannt hatte, ernst nahmen und verwirklichen helfen wollten. Auf der andern Seite standen *auch* gefühlsmässig abgeneigte, aber gleichfalls ehrlich besorgte Patrioten, die viel Reales für ihr Misstrauen gegen den Völkerbunds-Idealismus anzuführen hatten. Zwischen beiden Fronten entbrannte ein geradezu homerischer Kampf, wie die Schweiz in ihrer widerstreitsreichen Geschichte wenige gesehen hat. Die Partei der «Westler» siegte.

Nun bildete sich als Organisation, welche weiterhin für die Ziele der Völkerbundsgegner eintrat, der «Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz». Und angesichts der Notwendigkeit, ein periodisches Organ für die Ansichten und die Beweisgründe dieser Männer zu schaffen, kam es zur Gründung der «Schweizer Monatshefte». Die Gründer waren ein Kreis von angesehenen Intellektuellen grossenteils in gehobenen Stellungen, welche die erforderlichen Mittel ohne Schwierigkeit aus ihrer Mitte aufbringen konnten: Bertheau, Rieter, Börlin, Curti, Blocher, Hektor Ammann, Andreas von Sprecher und andere. In der Wahl des Redaktors waren diese Männer wenig glücklich, wie auch noch ein zweites Mal, so dass man sich in beiden Fällen später im Unfrieden von ihm trennen musste.

«Volksbund» und «Monatshefte» lieferten eine Reihe von Jahren einen nicht zu unterschätzenden, im ganzen doch konstruktiven Beitrag zum politischen Leben der deutschen Schweiz. Später traten bei beiden, unter der Überschattung der Weltlage seitens des «Dritten Reiches» und der Kompromittierung *jeder* Art von Deutschfreundlichkeit durch dieses, bestimmte Fehlentwicklungen auf, welche bei einigen der beteiligten Männer eine innere Brüchigkeit offenbarten, für andere eine echte Tragödie bedeuteten. Nach mancherlei Schwankungen trat dann Beruhigung ein, die eine Neubestellung der Zeitschrift auf neuen Grundlagen erlaubte.

Das eben umrissene, zweifellos im Mittelpunkt stehende politische Interesse, das die «Monatshefte» hervorbrachte, wurde aber noch begleitet von einem zweiten Interesse, welches viele prominente Mitarbeiter anzog. Man kann es vielleicht mit dem notwendig unscharfen Ausdruck «Konservativ» bezeichnen. Das bezog sich zu einem Teil auf die Innenpolitik, viel breiter aber auf die Kulturpolitik. Es ist erstaunlich, welch grosse Zahl von damals klingenden Namen im Eintreten für ein heimatbewusstes, wurzelechtes deutschschweizerisches Geistesleben sich um die «Monatshefte» scharte. Jeder Blick in die ersten Jahrgänge bestätigt das. Erstaunlich vor allem, wenn man von heutigen Verhältnissen und Standpunkten her urteilt, von wo ja kaum noch Gerechtigkeit für jene Vergangenheit zu gewinnen ist. In den meisten intellektuellen Kreisen lächelt man jetzt nur noch über «konservative» Ideale. Kulturell seien sie «Gartenlaube», politisch «faschistoid». Damals war die Gegnerschaft nicht sehr grundsätzlich, mehr durch politische Parteiung bedingt. Immerhin regte sich als Gegner ein gewisser westlich bestimmter Ästhetizismus, der uns heute allerdings als in seiner auflockernden Funktion gar nicht unberechtigt erscheinen würde – besonders im Vergleich mit dem *jetzigen* Ansturm von links. Was man doch dagegen sagen konnte (auch dies ins Politische hinüberspielend), liess sich weithin der Deutung von Thomas Mann als «Zivilisationsliteratentum» unterstellen. Jedenfalls aber darf man darin nicht zu weit gehen, damalige Positionen von heutigen her aufzufassen. Vor allem wird es nicht

haltbar sein, Dinge, die damals viele der Besten bewegten, nur aus der Richtung der grausamen Desavouierung zu betrachten, welche ihnen oder einigen davon seither durch die Erdrutsche der Geschichte zuteil geworden ist.

Thomas Mann – dem nachsinnend, erscheint es mir nun kaum erlässlich, zur Ausmalung des Gesagten noch einige persönliche Erinnerungen anzufügen. Es war damals Pfarrer Eduard Blocher, der mich zur Mitarbeit an den neugegründeten «Monatsheften» heranzog – ein Mensch von unvergesslicher geistiger Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit, der später auch von Deutschland, das er liebte, nichts Ungebührliches moralisch hinnahm, selbst wo ihn das in manchen Kreisen vereinsamte. Meine Mitarbeit war ganz vorwiegend eine «kulturelle». Es erstaunt mich, jetzt rückschauend festzustellen, wie sehr mich damals unter den gegebenen Perspektiven das Problem Thomas Mann umtrieb. Er war ein heller Stern meiner Jugend – die auch schon zurücklag. Seine «Betrachtungen eines Unpolitischen» hatten mir manches verworren Gefühlte abgeklärt – obwohl die Formulierungen darin ganz notwendig weithin ohne Bestimmtheit blieben und damit Lücken offen liessen, in der sich Obskurantismus ansiedeln konnte – und es auch getan hat. Jedenfalls vermochte ich Thomas Manns abrupten Umschwung um hundertachtzig Grad, zu dem, was er später «Meliorismus» nannte, nicht so schnell mitzumachen. Nicht nur blieb bei aller Grundberechtigung ein bloss aufklärerischer Beigeschmack darin, der hinter die in den «Betrachtungen» erarbeitete Problematik zurückwich; auch das eben noch gebrandmarkte «Zivilisationsliteratentum» schien mir im «Zauberberg» in den Kern vorzudringen, was ich Mann mit gallenbitteren Worten vorwarf – ohne zu ahnen, dass ich wenige Jahre darnach mit ihm, dem nun von den Ereignissen wenigstens weithin Gerechtfertigten, dazu im geheimen Glanze des Josephsromans Erstrahlenden, der fast alle Bedenken jetzt niederschlug – dass ich mit Herrn und Hund in freundlichem Gespräch auf dem Zollikerberg wandeln würde. War derselbe auch ein Zauberberg?

Dennoch glaube ich, aus beruhigteren Blickwinkeln auf jene stürmische Zeit hinschauend, nach ernstlicher Prüfung und Vornahme einiger Abzüge für unüberblickbare Zeitumstände verantworten zu können, was ich damals schrieb. Was halbverstanden mich in der Tiefe bewegte, war Misstrauen, ja Widerwille gegen alles blosse Parteigängertum. Schon damals kam das recht deutlich heraus in einem kleinen Beitrag zu den «Monatsheften»: «Gedanken in Wettingen»; aber es bedurfte einiger Jahrzehnte, um diese Sicht mit *positivem* Inhalt zu füllen. Mag sein, dass man sich damit im aktiven Kampf der Politik nicht behaupten kann; hinlänglich Viele sind darin. Gegen ihre Einseitigkeit schleuderte Bismarck das Wort Coriolans: «You get home, you fragments.» Sie *sind* darin zu Hause! Es muss aber wohl auch Menschen geben, die es nicht ertragen, den Ausblick und die Verpflichtung auf

ein dialektisches Ganzes verbaut zu wissen, und das im vollen Bewusstsein, dass die Idee dieses Ganzen zu gefährlichen Zweideutigkeiten führen kann, wenn der Ausblick ein Ausdruck der Schlaffheit und Verschleifung ist und nicht durch ernstliche, entschiedene Bemühung um die Einzelpositionen hindurch geschieht. Es stehen in Thomas Manns «Betrachtungen» noch heute beherzigenswerte Dinge darüber.

Die Ferdinand-Hodler-Story

Aufstieg und Niedergang seines Ruhms

WALTER HUGELSHOFER

Im Herbst des Jahres 1921 zeigte das Kunstmuseum Bern während zweier Monate an die 900 Arbeiten des 1918 65jährig in Genf gestorbenen Malers Ferdinand Hodler. Es war die umfangreichste Hodler-Ausstellung, die je gezeigt worden ist, und ein nationales geistiges Ereignis. Sie sollte, wie das Vorwort des Kataloges sagt, «dem Schweizervolke in einer schwierigen Zeitperiode eine schöne, erhebende Schau bieten». Gleich zu Beginn stellt Conrad von Mandach, der Berner Museumsdirektor, fest: «Ferdinand Hodler ist einer der grössten Meister der modernen Zeit. Hodler war ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Kunst. Er hat uns Wege geöffnet, die die schweizerische Malerei auf eine ungeahnte Höhe gebracht haben. Sein Wirken hat weit über unsere Grenzen hinaus das künstlerische Schaffen mit neuem Leben durchdrungen. Mit Hodler ist ein Malergenie auf die Welt gekommen. In ihm verbanden sich die Gaben der Natur mit einer eisernen Willenskraft und mit einer nie versiegenden Schaffensfreude. Ist es nicht unsere heilige Pflicht, einen so grossen Menschen in unserer Vaterstadt zu ehren?» Das ist recht hoch gegriffen und mit Überzeugung vorgebracht. Doch wurde diese Meinung damals von vielen geteilt. Wir wollen uns überlegen, wie es dazu kommen konnte und welches die Reaktion heute, 50 Jahre später, auf seine künstlerische Lebensarbeit ist.

Die Schaffenszeit Hodlers hat zwei sehr verschiedene Teile. Die ersten 30 Jahre etwa fallen ins 19., die folgenden 15 ins 20. Jahrhundert. Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hat sich der Zeitcharakter stark verändert.

Die Schweiz, die vordem während Jahrhunderten ein Bauernland mit starkem Bevölkerungsüberschuss gewesen war, wurde in rascher Entwicklung zunehmend ein Industriestaat, der fremde Arbeiter anzog. Diese beiden sehr verschiedenen Lebensformen mit ihren eigenen Lebensinhalten und Lebenserwartungen werden aus dem deutlich geteilten Werk Hodlers klar ersichtlich. Darin wirkt es wie eine Illustration zur Geistesgeschichte einer schnell sich verändernden Zeit.

Hodler wurde in eine Elendswelt hinein geboren. Der Vater, ein Schreiner, starb früh. Die Mutter, eine lebenskräftige Frau, heiratete darauf einen Maler. Dieser vermochte die 15 eigenen und dazugekommenen Kinder in der unter starkem Bevölkerungsdruck leidenden Wirtschaft nicht durchzubringen. Als die Frau starb, zog er verzweifelnd nach Amerika zu einem seiner Kinder. Den Stiefsohn Ferdinand hatte er mit 15 Jahren bei einem Kollegen in Thun untergebracht, der ausser Flachmalereien auch Landschäftchen als Reise-Souvenirs für die fremden Reisenden malte. Dabei hatte der Knabe Hodler sich bald auch zu beteiligen. Sein Schulsack war klein, der geistige Rückhalt schmal. Aber es glühte ein heiliges Feuer in ihm, und das Leben hatte ihn hart und willensstark gemacht. Nach einem Missgriff riss er aus. Arm, der französischen Sprache nicht kundig, marschierte er zu Fuss nach Genf, die Schuhe in der Hand tragend, um die Sohlen zu schonen. Genf war damals etwas wie die Kunststadt der Schweiz, der einzige Ort, wo es etwas wie ein künstlerisches Klima gab, wo die Kunst ein beachteter Lebensfaktor war. Im Musée Rath kopierte er, wie zuvor in Thun, Berglandschaften von Diday und Calame, von deren Verkauf er sein Leben fristete. Junge Menschen, Musiker, Dichter, angehende Maler, die spürten, was in ihm war, liessen ihn in den Gartenhäuschen im Park der Eltern hausen. Beim Kopieren wurde Barthélemy Menn auf den ungewöhnlichen jungen Menschen aufmerksam, so dass er sich seiner annahm. Das war ein entscheidender Glücksfall. Menn, der vom Vater her eine knappe Rente bezog, war nach glücklichen Jahren in Paris bei Ingres und in Rom mit Corot und nach erfolglosen Bemühungen, sich in Genf mit poetischen Kompositionen und malerischen Landschaften im Stile der Schule von Fontainebleau durchzusetzen, resigniert Lehrer an der Zeichenschule geworden, ein lebens- und welterfahrener Mann seltener Art. Er öffnete Hodler die Augen für die Welt der Kunst. Hodler hat es ihm seiner Lebtag nicht vergessen. Und nach der Verwandlung des Saulus in Paulus hat er die fatale Produktion der kunstlosen Souvenir-Landschäftchen für immer aufgegeben – die Speise, von der er lebte. Er beteiligte sich, so oft es ging, an den Kunst-Wettbewerben und gewann immer wieder einen der vorderen Preise. Damit konnte er sich schliesslich ein Atelier einrichten, einen grossen Dachraum in der Altstadt, wo er während Jahrzehnten auf einem Brett schlief. Durch eifriges Studium holte er viel Versäumtes nach. Wenn er

nicht mehr weiter wusste, zog er nach Langenthal zu seinen Verwandten mütterlicherseits, wo der Onkel Neukomm ihn auffutterte und er im Kreise der Stündeler etwas menschliche Wärme fand. Hie und da liess ein Restaurateur in Genf den armen Maler bei sich essen, wofür ihm dieser Dekorationen an die Wand malte. Einmal riss er nach einer verzweifelten Liebesaffäre auf abenteuerliche Weise nach Madrid aus. Bei einem Genfer Uhrmacher fand er dort den unerlässlichen Rückhalt. Anzunehmen, er hätte bei dieser Gelegenheit im Prado lernen können, heisst Hodlers damalige geistige Situation verkennen. Um sich mit Tizian, Greco, Rubens, Velasquez mit Gewinn auseinandersetzen zu können, bedarf es Voraussetzungen, die nicht vorhanden waren. Die dringendsten täglichen Existenzsorgen liessen ihn nicht zu der dafür notwendigen Entspannung kommen. Nach wenigen Monaten kehrte Hodler in das alte Elend zurück, ohne sich dadurch im geringsten mürbe machen zu lassen.

Der Fall Hodler in den Jahren von 1870 bis 1890 ist existenzmässig gewiss ein Extremfall. Aber es war die materielle Situation, mit der sich jeder unbemittelte junge Mensch bei uns einlassen musste. Das Land war vollauf davon absorbiert, sich aus der grössten Not herauszuarbeiten. Viele wanderten nach Amerika aus oder in andere Länder, wo sich leben liess. Wer unter solchen Verhältnissen Künstler zu werden gedachte, wusste, was er damit auf sich nahm. Die Künste waren keine Realität im Leben des Landes. Die wenigen Künstler, die es diesen schwierigen Verhältnissen zu trotz dennoch gab, lebten, wenn sie es nicht von zu Hause aus besser hatten, meistens im Ausland, wo die Situation manchmal besser schien. So war es etwa bei Buchser, Böcklin, Stäbli. Nur wenigen gelang es, sich besser zu betten. Hodler ist der einzige Künstler von Rang, der seinen ganzen Weg aus eigener Kraft im Lande selbst abgeschritten hat.

Während Hodler in Genf mit den Ausgestossenen, Erniedrigten und Beleidigten ein mühsames und aussichtsloses Leben führte und bei aller sichtbar gewordenen Begabung unter den Welschen als ein bockiger Deutschschweizer und ein unverbesserlicher Prolet ein Stein des Anstosses war, veränderte sich die materielle wie die geistige Situation. Die sich rasch ausbreitende Industrie und die neu aufkommenden technischen Erfindungen, auch die Fortschritte der Medizin, vermochten der verbreiteten Armut entgegenzuwirken. Es wurde heller und leichter zu atmen. Die dunkeltonige, schwerblütige Malerei Hodlers und seine Armeleut-Sujets, die Ausdruck seiner verzweifelten eigenen Lebenssituation sind, werden farbiger und freundlicher. Der leidenschaftliche Wissensdrang, mit dem er die Versäumnisse seiner Jugend aufzuholen strebte, bachte ihn mit Gelehrten in Verbindung. Der junge Mensch strahlte gewaltige, mitreissende Kraft und unverwüstlichen Lebensglauben aus. In Paris, wo sich erste, vielleicht missverstehende Erfolge einstellten, gerät er in die mystisch-philosophische

Bewegung des Jahrhundert-Endes. Auf das aus der tiefsten inneren Not geborene Wunderbild «Die Nacht», eine der erstaunlichsten Schöpfungen der neueren Kunst, folgen mehrere andere grosse Figurenkompositionen, die Ausdruck ungemeiner gestalterischer Ursprünglichkeit und voller Unabhängigkeit von irgendeiner Zeitströmung sind: «Eurhythmie», «der Auserwählte», «der Tag». Auch wenn diese ausserordentlichen Dokumente gewaltiger Naivität und leidenschaftlicher Schönheitssuche zuerst mehr bestaunt als verstanden wurden, haben sie doch endlich nach einem intensiv geführten Kampf den Durchbruch Hodlers und begeisterte Anerkennung weithin im Lande und mehr noch im weiten deutschen Kulturkreis bewirkt.

Während das mitreissend Neuartige, das man dabei empfand, zuvorderst in der ungewohnten, geheimnisvollen Bilderfindung, im poetisch-philosophischen Motiv liegt, zeigt sich die grosse Wandlung, die in Hodler während der neunziger Jahre vor sich gegangen war, viel deutlicher in seinen Arbeiten von 1896 für das grosse Marignano-Bild im Landesmuseum. Das liegt nicht so sehr am ihm aufgegebenen Gegenstand (weil da Blut floss – zwar lange nicht so viel wie bei Marignano, aber doch deutlich genug) als an der Art und Weise der Aussage. Sie war farbig, laut, heftig, direkt. Das ging an die Haut. Zwar hatte Hodler von einer Künstler-Jury die Ausführung zugesprochen erhalten. Aber dagegen musste man sich wehren. Es entspann sich ein leidenschaftlicher, mit grosser Erbitterung geführter Kampf. Die über Jahre sich hinziehende Auseinandersetzung ergriff schliesslich das ganze Land und grosse Teile des Volkes. Man wurde dadurch – zum ersten Mal seit der Spätgotik, die in der Reformation untergegangen war – dem Phänomen der Kunst gegenübergestellt und zur Stellungnahme aufgerufen – und zwar in neuer, ungewohnter Form der Aussage. Diese nicht vorauszusehende Folge der Arbeiten Hodlers für das Landesmuseum in Zürich hatte unerwartet grosse Bedeutung für das künstlerische Leben im ganzen Lande. Es wehte mehr geistige Freiheit. Von der Kunst musste, ob man wollte oder nicht, Kenntnis genommen werden. Es ist vielleicht das grösste Ereignis, das mit dem Auftritt Hodlers verbunden ist.

Der siegreiche Kampf um die endgültige Ausführung des Marignano-Bildes hatte Hodler innerlich befreit. Er hatte gespürt und gesehen, dass hinter ihm ansehnliche Kreise des Volkes standen. Seine Bildformate wurden grösser, seine Malerei noch heller und farbiger, so dass sie mit dem neuen Jahrhundert oftmals begeistert mitreissende, ja hymnische Züge annimmt. Die Farbe fliesst jetzt oft in strömenden Rhythmen. Anstelle der säkularisierten religiösen Malerei, die während Jahrhunderten die Trägerin der Kunst gewesen war, wird jetzt der Landschaft eine oft ins Grossartige gesteigerte Bedeutung zugemessen. Hodler erkennt in der Landschaft des Hochgebirges und im weiten Blick über die Seen Motive, die seinem elementaren Bedürfnis nach Grösse gerecht werden. Im Vergleich zu vorher wirkt

er jetzt wie ein anderer Maler. Das Ausland wird immer mehr auf ihn aufmerksam. Er wird als ein Hauptvertreter der mächtigen Bewegung der modernen Kunst in Europa anerkannt. Es war die hohe Zeit des Jugendstils. Als er 1904 zu einer grossen Ausstellung nach Wien eingeladen wird, erfolgt ein triumphaler Durchbruch zu grosser Anerkennung. Er wird als ein Meister bewundert und gefeiert. Viele Hauptwerke bleiben in Wien. Der Umschlag von Armut, Bedrückung, hartnäckigem Unverständnis zu begeisterter Zustimmung, hohem Lob und schnell wachsendem Wohlstand hat etwas Märchenhaftes. Dieser neue Hodler, den man zuerst meint, wenn man von ihm spricht, war der bildhafte Ausdruck eines veränderten, optimistisch und positiv gewordenen Lebensgefühls. Er wurde in weiten Kreisen des Volkes anerkannt. Er war eine nationale Figur geworden. In vielen Büchern und Aufsätzen des In- wie des Auslandes bekannten sich feurige Anhänger zu ihm und warben um besseres Verständnis für ihn. Das zweibändige Werk eines deutschen Kunstgelehrten «Cézanne und Hodler» verbindet im Titel Unvereinbares. Eine neue Generation von weltkundigen Industriellen und Kaufleuten bewarb sich um seine Arbeiten: Meyer-Fierz, Richard Kissling, Otto Bühler, die Geschwister Müller, Richard Bühler, Theodor Reinhart, Dr. P. Linder, Max Wassmer, Max Geldner, Rudolf Staechelin, Alfred Rütschi, Willy Russ-Young und viele andere noch. Kunsthändler, Kunstgalerien, Kunstzeitschriften mühten sich um Hodler und seine Kunst. In Zürich, Winterthur, Bern wurden mit grossem Elan Ausstellungsgebäude gebaut, um den grossen, neuartigen Malwerken Hodlers einen würdigen Rahmen zu bieten. Und mit grossem Opferwillen wurden Gemälde Hodlers erworben und mit Stolz vorgewiesen. Auch kleine Sammlungen wollten hier nicht zurückstehen. Wilhelm Wartmann verstand seine Aufgabe als Direktor des Zürcher Kunsthauses zuvorderst darin, sich für Hodler einzusetzen und damit den grossen Tort so weit als möglich gut zu machen, den ihm Zürich beim Marignano-Bild angetan hatte. In jahrzehntelanger zäher Arbeit brachte er bei oft empfindlicher Geldknappheit durch Spenden verschiedener Art eine Sammlung von 84 Ölgemälden zusammen. Die Stadt Zürich schenkte ihrem Kunsthaus 1916 eine Fassung des «Blicks in die Unendlichkeit», der letzten grossen Bilderfindung Hodlers. Sie wurde im Treppenhaus des Obergeschosses an die Wand fixiert. Wartmann begeisterte den Seidenindustriellen Alfred Rütschi, dem Kunsthaus den Anbau eines grossen Ausstellungssaals zu stiften, damit darin, zusammen mit anderen Arbeiten Hodlers eine weitere, ebenfalls von Alfred Rütschi geschenkte Fassung der «Einmütigkeit» im Rathaus von Hannover, zehn Meter breit und fast dreieinhalb Meter hoch, geeignete Aufstellung finden konnte. Die Wände des weiten Raumes waren hell gehalten, so dass eine feierliche Wirkung davon ausging. Überall im Lande hingen in den Stuben grosse farbige Reproduktionen nach Malwerken Hodlers. Man

war mit seiner eigenartigen Bilderwelt vertraut geworden. Die Schweiz hatte sich im Zeichen Ferdinand Hodlers zu einem grossen geistigen Aufschwung erhoben, wie er sich auf diesem Gebiet bei uns noch nie ereignet hatte. Wir waren über uns hinausgewachsen und über unsern Schatten gesprungen. Hodlers Grösse hatte unsere Enge gesprengt. Und wir waren unserer Sache sicher, auch als der Künstler aus politischen Gründen im Ersten Weltkrieg in Deutschland verfemt wurde, das ihm bis dahin starken Rückhalt geboten und ihn mit grossen Aufträgen für Jena und Hannover betraut hatte. Hodlers Name war ein heller Aufruf, seine Kunst eine begeisternde Fanfare. Man war im Lande stolz auf diesen Sohn und sah ihn und sich in der vordersten Reihe der modernen Kunst.

Bei all diesem schnellen und gründlichen Wandel blieb Hodler ganz seiner Arbeit verhaftet, noch immer geladen mit schöpferischer Kraft und erfüllt von grossen Plänen. Zwar musste er jetzt eine repräsentative Wohnung haben, um die reichen Käufer zu empfangen. Die Anforderungen an ihn wurden schliesslich so gross, dass er zeitweise drei Ateliers nötig hatte und Gehilfen heranziehen musste.

Hinter seinem breiten Rücken und nachdrücklich gefördert von ihm entfaltete sich eine grosse Schar bemerkenswert selbständiger junger Künstler. Zum ersten Mal seit langer Zeit entwickelte sich bei uns ein künstlerisches Klima, zumal nachdem der Krieg viele Künstler aus dem Ausland in die Heimat zurückgeführt hatte. Hodler zeigte sich auf Ausstellungen im Ausland gerne zusammen mit Cuno Amiet und Giovanni Giacometti.

Wie ist unsere Beziehung zu Hodler heute, 50 Jahre nach der grossen Ausstellung von 1921 in Bern? Welches ist das Verhältnis einer nachgekommenen Generation zu ihm?

Es ist völlig verändert. Der «Blick in die Unendlichkeit» an der Wand des Treppenhauses im Obergeschoss des Kunsthauses Zürich ist längst verhängt und vergessen. Sein naiver Idealismus geht auf die Nerven. Man hat die zerstörende Inflation rund um unser kleines Land, den tiefen Pessimismus der dreissiger Jahre, den fürchterlichen Krieg und die stete Bedrohung der langen Jahre danach mit der anhaltenden Hochkonjunktur auf dem Genick. Keine Zeit für Optimismus. Der grosse Hodlersaal ist längst ausgeräumt, die «Einmütigkeit» im Depot. Niemand vermisst sie. Von der grossen Hodler-Sammlung von 84 Nummern wird noch knapp ein Dutzend gezeigt. Und nicht jene original hodlerischen Bilderfindungen, die vorweisen zu können man einst so stolz war: der «Schwingerumzug», der «Rückzug von Marignano», «Der Tag», «Die Wahrheit», «Jüngling vom Weibe bewundert», die «Heilige Stunde». Man schämt sich ihrer feierlichen Getragenheit und kann nichts mehr anfangen mit ihrem begeisterten Optimismus. Unter veränderten Auspizien mutet er einen fremd an. Andere Sterne stehen am Firmament der Kunst im Zenith. Im grossen Saal

des Anbaus am Kunstmuseum Bern, in dem seine grossen Formate so gut zur Geltung kamen, wird heute Paul Klee, ein Intimist, gezeigt, während Hodler in die zweite Linie gedrängt wurde. Das Recht der Gegenwart auf Leben. Eine spröder gewordene Zeit lässt von Hodler gerade die weitgehend an den Gegenstand gebundenen Landschaften und Bildnisse gelten. Hodler steht heute nicht auf der Wunschliste der Museen. Er hat keine Aktualität. Er ist keine Figur des internationalen Kunst-Kommerzes. Er ist im Ausland nicht angekommen. Es gibt viel kleinere Künstler, die weltläufiger sind. Wo er gut vertreten ist, wie in München oder in Stuttgart, sind die Bilder noch aus der Zeit der grossen Hodler-Begeisterung vor 1914 da. Die Reaktion auf Hodler ist: ja – aber.

Wodurch ist diese grosse Veränderung bewirkt worden? Zu Hodlers Zeiten lebte man noch sehr abgeschlossen, auch bei uns. Die Fahrt mit der Eisenbahn von Zürich nach Genf erforderte einen Tag. Es waren nur wenige, die das Bedürfnis empfanden, sich so weit weg umzusehen und die weite Reise zu unternehmen. Die Massstäbe – in allen Dingen, auch in der Kunst – waren unseren Verhältnissen entnommen und für uns richtig. Hodler war in einem der Kunst bis zu seinen Zeiten nur wenig gewohnten Lande eine grosse und aussergewöhnliche Gestalt gewesen. Doch zur selben Zeit, als er hervortrat, fanden bei uns auch die französischen Impressionisten Eingang. Zum Teil waren es dieselben Kunstfreunde, welche sowohl Hodler wie die Impressionisten sammelten. Das eine hing neben dem andern. Das sind Kunstwerke sehr unterschiedlicher Art. Sie aneinander zu messen, heisst, einen Apfel mit einem Pfirsich zu vergleichen. Das führt zu nichts. Beides schmeckt gut – auf seine Art. Offensichtlich liess der lange und sorgfältig beackerte Boden Frankreichs feinere, kultiviertere Gebilde von oft zauberhaftem Charme aufblühen. Während unser einheimisches Gewächs im kräftigeren Wind eines Landes aufwuchs, das nur gelegentlich und ausnahmsweise im grossen europäischen Konzert Stimme hat. Aber der unvermeidliche Blick vom einen zum andern machte vorher unbeachtete Eigenschaften von Hodlers Kunst deutlich. Das Auge wurde empfindlicher, der Massstab verfeinert. Es kam nicht mehr so sehr auf die Bilderfindung an. Man reagierte stärker auf den Reiz der Aussage und stand Hodlers Zweit- und Dritt-Fassungen kritischer gegenüber. Nachher lernte man bei uns Munch und Kirchner kennen. Man reiste mehr und empfing im Ausland viele andere künstlerische Eindrücke. Konfrontationen, welche die vermeintliche Einzigartigkeit Hodlers erschütterten.

Hodler: ein gestürzter Gott, vom Sockel gerissen?

René Huyghe, ein urteilsfähiger französischer Betrachter, meinte unlängst, beeindruckt von Hodler: «Il faut mettre cet homme à sa place!» Hodlers Platz im grösseren Rahmen der neueren europäischen Kunst aufzuzeichnen, bleibt eine Aufgabe, die uns gestellt ist.

Die literarische Schweiz zu Beginn der zwanziger Jahre

HANS BÄNZIGER

Wie beurteilt man, von weither und nach einem halben Jahrhundert, die Literatur der Schweiz zu Beginn der zwanziger Jahre? Am besten vielleicht vom Oberflächlichsten ausgehend, indem man den Bestand einer mittleren amerikanischen Bibliothek mustert. Wohl finden wir hier Werke von Karl Barth, Emil Brunner, Francesco Chiesa, Charles Ferdinand Ramuz, Carl Gustav Jung, allenfalls die eine oder die andere Erzählung von Jakob Schaffner aus diesen Jahren, kaum dagegen etwas von Niklaus Bolt, Jakob Bosshart, Jakob Bührer, Fritz Enderlin, Felix Moeschlin, Max Pulver, John Vuillemier (trotz seiner zehnjährigen Tätigkeit als Journalist in New York), Emmanuel Buenzod, von Autoren also, die in ihrer Heimat in diesen Jahren eine nicht geringe Rolle gespielt haben. Und natürlich nichts von Josef Reinhart! «D'Zyt isch do, d'Zyt isch do! Singt's uf em Nussbaum scho», erklingt in den heimatlichen Gefilden aufs schönste, existiert aber für die über die Kontinente verstreuten Hallen des deutschen Literaturbetriebs einfach nicht. Oft wird der, dem die Ausdruckskraft fürs Eigenste und die persönliche Anziehungskraft im Vaterland eine respektable Gemeinschaft schaffen, im Ausland überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Ob die Sicht aus der Ferne oder die aus der Nähe gerechter sei, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

In denselben erwähnten Bibliotheken werden eine Menge expressionistischer Ergiessungen aus dieser Epoche aufgestapelt, die oft weniger wert sind als Mundartdichtungen wie die von Reinhart. Aber wie kann Mundart in die Ferne dringen! Sie ist nicht laut, niemals weltbewegend; sie verkörpert das Vertraute und das Intime. Expressionismus und die «sogenannten zwanziger Jahre» sind Hilfskonstruktionen, die wichtiger bleiben als jede nationale Anerkennung, teils weil neue Ausdruckswelten für den Gang der Literaturgeschichte wirklich relevant sind, die nationale Perspektive hingegen nicht, teils auch als Modeerscheinung. In Madison (Wisconsin) wurde vor kurzem ein Symposium unter dem Titel «Die sogenannten zwanziger Jahre» gehalten, an dem, sieht man von einer kurzen Anmerkung zu Spitteler in allgemeinem Zusammenhang in der Druckfassung ab, überhaupt kein Schweizer Dichter erwähnt worden ist[1]. Dabei hatten die Schweizer Dichter gewiss einigen Anteil an diesen sogenannten zwanziger Jahren.

Unser Schrifttum war bekanntlich für Strömungen mit ausgesprochenen

spekulativen oder manierierten Stilmerkmalen nicht relevant; man denke an die Romantik oder die extremen Formen des Naturalismus und Symbolismus. So besassen wir auch keine grossen Expressionisten wie Barlach, Benn, Döblin, Vertreter jener wichtigen, meist bewusst manipulierenden Traditionsstörung, die durch ihre Experimente die Welt aus den Angeln zu heben versuchten. Die Expressionisten litten (und sie drückten ihr Leid durch pathetische und ekstatische Bilder aus) unter dem grassierenden Pseudo-Nationalismus und einem sozialen Elend, welches es in der Schweiz, nimmt man alles nur in allem, nicht gab. Der fleissige Bürger konnte hierzulande nur schwer als Ekel gesehen werden.

Und das Volk nur schwer als chaotisches, der Erlösung durch Mythen bedürftiges Wesen. Das Bedürfnis nach dem Mythischen hatte gewiss auch bei uns in der Luft gelegen und im Werk Carl Spittelers seine beachtlichen Spuren hinterlassen; ein politisch virulenter Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts fand aber bei uns keinen rechten Nährboden. Unter anderem deshalb, weil wir im allgemeinen uns seit jeher zu den Heroen unserer Vergangenheit wie Tell und Winkelried in einem freundschaftlich-jovialen Verhältnis befanden, wie es der Verfasser des *Olympischen Frühlings* seinen Göttergestalten gegenüber hatte.

Ich möchte zuerst einen Roman aus dem Beginn der zwanziger Jahre, der die damalige schweizerische Wirklichkeit vielleicht am unverstelltesten spiegelt, ferner dessen österreichisches Gegenbild erwähnen, sodann einen Roman, der schon weit über das Selbstreflektierende hinausreicht und (darum?) dichterisch interessanter wirkt.

I.

Jakob Bossharts Roman *Ein Rufer in der Wüste* ist einer jener zahlreichen redlichen und notwendigen Versuche schweizerischer Schriftsteller, das Volk zur Selbstbesinnung zu bringen. Gottfried Keller hat es in all seinen Erzählungen auf seine Art versucht, mitwandelnd im Zuge des Volkes, dem Volk seinen anmutigen Spiegel vorhaltend, Jeremias Gotthelf tat dasselbe mehr für eine Region, Meinrad Inglin, 17 Jahre nach Bosshart, in sehr vielfältiger Weise, wieder für das ganze Land. Die Geschichte Reinhart Stapfers, die sich vor dem Ersten Weltkrieg abspielt, erzählt Bosshart innerhalb eines menschlichen und landschaftlichen Rahmens, der an sich vertrauenerweckend wirkte, brächten nicht die schlechten Verhältnisse der kapitalistischen Ära und die Einflüsterungen fremder böser Mächte dunkle Bedrohung ins Ganze. Egoismus, Geldgier, Karrieresucht machen das Land zur Wüste, das Milieu und die den Menschheitsidealen entgegengesetzten Begierden nach Geld und Macht bringen das Unglück. Einer der unangenehmsten Charaktere ist der skrupellose Geschäftsmann Geierling, der

sich in der Fabrik der Familie Stapfer mit ungewohnten Direktorenallüren aufspielt. (Wir werden gleich sehen, wie das Fremde bei Schaffner meist als viel interessanter dargestellt wird.) Geierlings Devise, Geld sei Macht, ist so aufdringlich, dass daneben das Draufgängertum des Nationalrats und Obersten Ferdinand Stapfer fast sympathisch wirken kann. Was der Gast aus dem Norden teils in platten Nietzsche-Wendungen offen ausdrückt, ist als böser Zeitgeist natürlich auch bei den Einheimischen in und um die Stadt (Zürich) zu spüren. Der alte Bauernhof, aus dem die Stapfer stammen, ist von üblen Spekulanten bedroht. Und auch Journalisten wie der perfide Dr. Wäspi wühlen im Schmutz der korrupten Gesellschaft. Aber trotz allem Pessimismus des Autors, trotz aller Infragestellung der Honoratioren oder vielmehr vielleicht gerade durch diese Infragestellung ist die Hypothese einer intakten schweizerischen Gesellschaft zu ahnen: wo die Bauern rechtschaffen, die Arbeiter frei und die Vorgesetzten duldsam wären. Das Land müsste unter der Obhut starker Väter stehen; auch sie sind als Gegenbild zu ahnen, während die Mütter im Roman als Wirklichkeit dargestellt werden; man denke an Reinharts Mutter. Nach ihrem Tode sagt er: «Die Welt leidet an uns, den Vätern, Söhnen und Brüdern[2].»

Eindrücklich ist die Darstellung der Gesellschaftsordnung, deren Werte durch den Roman in Zweifel gezogen werden, weniger eindrücklich die des Himmels, der sich über diese Welt wölbt. Das Kapitel «Einkehr», das Bild der herbstlich-klaren Sternennacht und Reinharts Andacht – «lange sann der hinauf» (S. 239) – weckt Erinnerungen an gewisse Passagen der Hintertreppenromane. Reinhart möchte sich, weil er seine Verpflichtung genau kennt, von der Welt und Jutta von Homberg losreissen. Aber wie? Auf seinen Irrwegen vom Establishment weg – sie wären an sich kaum erwähnenswert, brächten sie uns nicht auf eine interessante literarische Parallele – kommt er auch in das Haus Avera, das Haus «Nicht-Zorn», das Haus des weisen Enzio, der lange in Indien gelebt hat und in Europa nun, etwas zürcherischer als Hermann Hesse, vom Nirwana berichtet, nicht an Sünde glaubt und nicht an die Erlösung durch eine Macht ausserhalb des eigenen Selbst. Er ist ein Wunschloser unter unglückseligen und begehrlichen Abendländern. Ein Jahr nach Bossharts Roman ist Hesses *Siddhartha* erschienen, das Lieblingsbuch der heutigen amerikanischen Jugend, die dem Erbe der Väter entrinnen möchte. So sehr sich die beiden Romane in ihrem Hauptanliegen gleichen: ein Beispiel zu geben für den Weg eines jungen Menschen aus der Welt der gängigen Werte zu sich selbst, so unähnlich ist ihr Stil. Bosshart geht von einem bestimmten Hier und Jetzt aus, der schweizerischen Gesellschaft von 1909–1914 nämlich, Hesse von einer zeitlosen und räumlich unbestimmten Vision des Weges nach innen. Die Kostüme in Bossharts Roman sind währschafte einheimische Konfektion, die in Hesses Roman guter Import.

Bossharts sozialer Verantwortungssinn ist so gross wie derjenige Gotthelfs, sein Einfühlungsvermögen und sein Freiheitsgefühl so eindrucksvoll wie dasjenige Kellers. Er stellt seine Heimat auf interessante Weise in Frage, erfasst sie aber leider nicht ganz als Künstler, auch von der Kehrseite nicht. Wir spüren das in den Bildern des Proletarierelends im «Hundert Seelenhaus» und in den Szenen der Anarchisten-Bohème, die, recht simpel ausgedrückt, einfach nicht stimmen.

Der Dichter, dem als Lyriker einige makellose Verse gelungen sind, ist ein typisches Beispiel jener Schweizer Dichter, die, zwischen Heimatkunst und ihrer zeitgenössischen Verpflichtung hin und her gerissen, nur den patriotischen Literaturfreunden ganz genügen können. Geboren auf einem abgelegenen Zürcher Bauernhof, wohlunterrichtet und erfolgreich im Erzieherberuf, weitgereist, verheiratet mit der Tochter des späteren Bundesrats Forrer, hochbegabt, früh aber schon durch eine schwere Krankheit gezeichnet, fühlte er sich in der heimatlichen Wohlstandsgesellschaft als ein Rufer in der Wüste[3]. Die Fronten waren links und rechts wieder einmal erstarrt. Auch Reinhart Stapfer wurde es klar, wie sowohl die Fabrikanten als auch die Arbeiterführer die Gewalt wollten. Er wie der Dichter versuchten den erstarrten Fronten die Ideale der Menschlichkeit entgegenzustellen, belehrend – nicht, wie es später Max Frisch vorschwebte, Fronten zersetzend. Die Belehrung war indessen weder religiös fundiert, noch war sie von europäischer Serenität getragen.

Hugo von Hofmannsthals Lustspiel *Der Schwierige*, das im gleichen Jahre 1921 dem Publikum zugänglich gemacht wurde wie der erwähnte Roman, steht zu diesem in einem Gegensatz, wie man ihn sich kaum grösser vorstellen kann. Dieses Werk ist ein Werk voller Güte und Schönheit; es entstand in der noch hochkultivierten Atmosphäre einer Weltstadt, in Wien, wo sowohl romanische wie germanische Tradition bei hoch und niedrig lebendig war, ist geprägt von Heiterkeit und Melancholie, wurde geschaffen von einem Dichter, der ein dem Untergang geweihtes Weltreich liebte, es aber niemals zu retten sich anheischig machte – er war alles andere als ein Rufer in der Wüste –, und schilderte den Reiz wahrer Urbanität, ohne deren gefährliche Seiten zu übersehen. Die Sitten in diesen Stadtpalais sind fein, die Menschen, die sich meist auf scheinbar unverbindliche Weise begegnen, zurückhaltend, höflich, vornehm, oft verwöhnt, schwierig. (Hans Karl zu Crescence: «... so einfach sind doch gottlob die Menschen nicht», I, 3.)

Vielleicht gereicht es vielen Schweizer Schriftstellern vom Typus Bossharts zum Nachteil, dass sie die Menschen, befangen in einer Perspektive des klaren Überblicks, oft zu einfach sehen. Das überschaubare Gemeinwesen Schweiz führt allzu leicht zur Illusion, man vermöge Wert und Ziel einzelner Lebensläufe und ihre Beziehung zur Gesellschaft klar zu beurteilen. Die Versuchung zur literarischen Hausindustrie, gegen die sich Gott-

fried Keller mit Erfolg gewehrt hat, ist gross. Wir haben dankbar zu sein für den im ganzen recht nüchternen Grundzug unseres Geisteslebens und das Fehlen der schlimmsten Verstiegenheiten, müssen aber auch die damit zusammenhängende Tendenz zur Simplifizierung sehen. Karl Barth sagte im Vorwort zur zweiten Auflage seines *Römerbriefes* 1921: «Einfach ist für *uns* weder der Römerbrief des Paulus, noch ... die heutige Weltlage, noch die Lage des Menschen Gott gegenüber überhaupt. Wem es in dieser Lage um die Wahrheit zu tun ist, der muss den Mut aufbringen, zunächst einmal auch *nicht* einfach sein zu können. Schwer und kompliziert ist das Leben der Menschen heute in jeder Beziehung.»

Im Werk C. G. Jungs, des Pfarrerssohns, zeigt sich eine andersgeartete Kritik am allzu Einfachen. (1921 ist die erste Auflage seines Buches *Psychologische Typen* erschienen; die dort erörterten Begriffe wie die des Archetypischen sind Gemeingut der Gebildeten und Halbgebildeten des Erdkreises geworden.) Im Unterschied zu Freud versuchte er die Totalität des Seelischen in seinem Zusammenhang auch mit vergangenen Kräften zu verstehen. Kompensatorische und komplementäre Verhältnisse wurden für seine Erkenntnisse wichtiger als Erklärungen aus einem einzigen Trieb heraus. Und es ist kein Geheimnis, dass er sich für kurze Zeit für den aus dem Norden stammenden Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts interessierte. Diese Randbemerkung führt uns zur Gestalt Jakob Schaffners, von dessen Roman *Johannes* Eduard Korrodi 1924 schrieb, seit den *Buddenbrooks* sei nach seiner Meinung kaum mehr ein Roman von solcher Menschenfülle erschienen[4].

II.

Schaffners erster Johannes-Roman steht sowohl literaturgeschichtlich wie von der Struktur aus betrachtet ungefähr in der Mitte zwischen Kellers *Grünem Heinrich* und Frischs *Stiller*. Heinrich Lee ist ein junger Bursche, dessen profilierte Persönlichkeit stark und vertrauenerweckend wirkt; wohl hält man ihn oft für naiv, aber keinen Moment für ein Schattengewächs. Er ist der originellste der hier zur Diskussion stehenden Romanhelden, und seine Identität bezweifelt der Leser selbstverständlich keinen Moment. In Lees Entwicklung stehen Heimat – man denke an das Lob des bäuerlichen Herkommens – und Ausland (Stadt der Künstler und die deutsche Welt des Adels) in einem Spannungsverhältnis, das nicht anders als verheissungsvoll bezeichnet werden kann. In Schaffners Roman liegt die deutsche Grenze bedrohlich nahe; die Gefährdung durch das Fremde zeigt sich dem Kind schon im Elternhaus. Die Mutter – Kellers Mutter war ein Wesen voller geduldiger Zuverlässigkeit – stammt aus Deutschland und lässt den Vater

im Stich; sie ist eine beinahe unheimliche Frau. Die Schweiz, bei Keller die stete Gewähr der Geborgenheit, ist bei Schaffner ein Land, das oft unverhohlen sarkastisch betrachtet wird. Das schweizerische Licht ist dem kleinen Johannes «überhaupt immer zu ungedämpft» (S. 22), und der Dichter findet einmal das Firmenschild «Kümmerly und Frey» bei der Rückreise aus dem Ausland nur allzu symptomatisch.

In Max Frischs Darstellung eines mit seinem Vaterland entzweiten Schweizers hat sich der Sarkasmus mit Ironie gepaart. Anatol Stiller entflieht dem Gefängnis Schweiz, um als Mr. White, als Abenteurer in Amerika, ein grösseres Stück des Erdkreises intensiver zu erleben. Der Roman beginnt mit einer Grenzbahnhof-Szene, verglichen mit der die Anmerkungen des jungen Schattenhold über das benachbarte Deutsche Reich und die deutschen Eisenbahnen beschaulich erscheinen[5]. Schaffner und Frisch stehen zum anderen, zum Nachbarn, zum Fremden überhaupt in sehr verschiedenartigen Relationen. Wollte man die Unterschiede gründlicher betrachten, müsste man auch die Verhältnisse der Romanhelden zu ihren Eltern weiter im Auge behalten. Johannes ist ein gleichsam mutterloses Kind, Stiller ein Mann, dem der Vater häufig in grotesker Verzerrung oder gar als gespenstisches Schreckbild erscheint.

Johannes gehört noch nicht zur vaterlosen Gesellschaft; in der Armenanstalt begegnet ihm der Anstaltsleiter, ein schwerkranker Mann, als grosser Widersacher. Das Ringen des Zöglings mit dem eindrucksvollen Mann hat hie und da schon fast kafkaeske Züge. Doch die Gestalt des Herrn Vater, des strengen Pietisten, dem nichts so wichtig ist wie Busse und Strafe, bleibt, obgleich seine Essgier Abscheu erweckt, erhaben und erschütternd. Er lässt den Knaben züchtigen und schlagen, als ob er der zürnende Gott wäre, geht aber auch mit sich selbst aufs grausamste ins Gericht; seine Zerknirschung wird einmal mit der des Erzvaters Jakob verglichen. Schaffner hat viele Jahre nach der Publikation des Romans auf die Frage hin, ob er sich in der Armenanstalt sehr unglücklich gefühlt habe, mit einem klaren Nein geantwortet; er sei aufrichtig fromm gewesen und habe eine richtige Gottesgemeinschaft erlebt[6]. Das Kapitel, in dem erzählt wird, wie sich der Zögling Johannes nach der langen Zeit der Auflehnung wieder reumütig dem Herrn Vater nähert, trägt denn auch bezeichnenderweise den Titel «Wieder im Bereich des Geistes».

Gewiss ist die eine und die andere Szene etwas breit geraten, gibt es Fehler in der Erzähltechnik[7], gewiss öffnen sich uns keine ganz neuen Felder der Anschauungsform wie in den grössten Romanen der Weltliteratur, gewiss befreit sich der Dichter nicht immer vom Vorbild Keller. Der humorvolle Bericht, wie die schmollenden Knaben und züchtigen Mädchen in der Anstalt Demutt nach der Ankunft der reizenden Marie Claudepierre etwas freier werden, hätte von Keller verfasst werden können:

«Aber nachdem einmal das Eis bei den Mädchen gebrochen war, gab es kein Halten mehr. Die chinesische Mauer, die sie bisher von uns und der ganzen Welt abgeschlossen hatte, schwand in dem nassen Vorsommer, als ob sie aus Salz gewesen wäre. Nach dem Ablauf des ersten Monats hatten sie ihren Bewegungskreis über die ganze Hofweite ausgedehnt. Jungfer Rosalie gluckerte von Anfang ein bisschen hinterher und machte mit ihren wasserblauen, verwunderten Augen Vorstellungen, denn da sie immerhin die Verantwortung dafür übernehmen musste, dass tatsächlich keine Zusammenkünfte mit den Knaben stattfanden, so hatte sie nun viel zu laufen und wenig Vergnügen», ... wird im zweiten Buch berichtet (S. 122). Aber einige Bilder sind doch von ganz neuartiger Schönheit und Trauer, zum Beispiel, wie schon gesagt, das Bild des gewaltigen Herrn Vater. Dann die Verehrung für dessen Bruder Johannes, die zarte Liebe des Zöglings zu Marie Claudepierre, dem welschen Mädchen, das mit ihrem natürlichen Charme nicht nur die Knaben, sondern auch die Älteren berückt. Oder die turbulente Erzählung im Kapitel «Die Wahl», wie Johannesli das Pferd seines Stiefvaters zu bändigen versucht. Eine so vorbehaltlose Huldigung wie die all der Anstaltsinsassen für den väterlichen Freund Johannes finden wir bei anderen Realisten kaum. Die hier dargestellte Jugend dürstet nach Glauben, Hoffnung und Liebe.

Etwas von der seltsamen Diskrepanz zwischen der Würde des väterlichen Geistes und der triebhaften Zerfahrenheit der Mutter lässt sich aus dem kurzen Abschnitt erkennen, in dem die Mutter gegenüber dem zweiten Mann den ersten lobt: «‹Dein Vater?› meinte meine Mutter, die jetzt in den Zug gekommen war. ‹Dein Vater war der gescheiteste und gelehrteste Mann, der mir in meinem Stand vorgekommen ist. Er hatte wenigstens zwanzig Bücher, und alle kannte er auswendig. Der Herr Pfarrer hatte manchmal lange Gespräche mit ihm, und nie blieb er die Antwort schuldig.› Einen Moment stockte sie, und dann fuhr sie in einem unruhigeren Ton fort: ‹Englisch konnte er sprechen wie Wasser, wenn er nur wollte, obwohl er es nie gelernt hatte. Und im Traum sprach der überhaupt nur französisch›» (S. 218f.). Das sind die verehrungsvollen Ergüsse eines der Heimat entwurzelten Wesens über die ihm fehlenden Qualitäten. Schaffner kennt das Leid der Entwurzelten; sein Reich ist nicht so sehr von dieser Welt wie das von Keller; (deutsche) Sehnsüchte prägen seinen Stil und sein Leben. Freunde von ihm erzählen, dass mindestens so eindrucksvoll wie die sprachliche Begabung seine Beziehung zur Musik gewesen sei. Die Orgel soll er wunderschön gespielt haben.

Der Herr Vater in Demutt, dieser Mann, bei dem man oft zweifelt, ob er mehr Sadist oder Jünger Christi sei, kann den Ehrgeiz nicht aufgeben, «ein Führer im Reich Gottes zu sein», wie gegen Schluss des Romans konstatiert wird (S. 232). Dieses Führertum liebt und hasst Johannesli,

ähnlich, wie er die Stärke des protestantischen Puritanertums liebt und hasst – er, der sich in seinem Gemüt mehr als Katholik empfindet. Die Spannung zwischen den Konfessionen hat in Schaffners Jugend, wie schon angedeutet, eine grosse Rolle gespielt, liess sich aber offenbar nicht lösen; der Dichter hat später bekanntlich seinen Führer im Nachbarreich gefunden[8]. Er war kurze Zeit Mitglied der Nationalen Front und war während vieler Jahre fest überzeugt, dass die Befreiung für die im ganzen so spiessbürgerliche Schweiz nur aus dem Norden zu erwarten sei. Mitglied der Nationalsozialistischen Partei Deutschlands hingegen ist er, soviel die zuständigen Stellen wissen, nicht gewesen.

Aus dem religiös tief erschütterten Armenanstaltszögling, aus dem einer Mischehe entstammenden Kind ist ein Schriftsteller geworden, der nicht bloss wegen der wärmeren Anerkennung durch das deutsche Publikum, sondern auch aus dem seit dem Reisläufertum vielen Eidgenossen eingeborenen Hang zu vagen Fernzielen die Heimat verriet – nicht faktisch (er hätte sich immer gegen einen deutschen Einmarsch gewehrt), aber der Gesinnung nach. Weder das protestantisch «Geistige», noch das katholisch-dunkle «Gemüthafte» konnten ihm und dem jungen Schattenhold genügen; er brauchte einen Mythos.

Im gleichen Jahr wie der Johannes-Roman ist unter dem Titel «Philosophie der germanischen Kunst» eine Vorform des später berühmt-berüchtigten Buches von Alfred Rosenberg *Der Mythus des 20. Jahrhunderts* herausgekommen. Theodore Ziolkowski ist in einem Vortrag im bereits erwähnten Symposium in Madison den Ursprüngen und Zusammenhängen der damals so gefährlichen Tendenzen nachgegangen. Der Titel der gedruckten Fassung des Vortrags lautet «Der Hunger nach dem Mythos», der Untertitel «Zur seelischen Gastronomie der Deutschen in den zwanziger Jahren». Er erklärt zum Beispiel die Liebe des Emigranten Wagner zu «urdeutschen» Mythen als eine Form der Sehnsucht nach der Heimat und den Hang zum Mythischen im allgemeinen als eine Konsequenz der Verzweiflung der zwanziger Jahre[9]. Viel distanzierter als Wagner und seine Gesinnungsgenossen habe sich natürlich Thomas Mann zum Mythischen verhalten, welche Distanziertheit im oft zitierten Brief an Karl Kerényi vom Jahre 1934 andeutungsweise erklärt werde.

Ich fühle mich nicht befugt, Schaffners Sehnsucht nach Grösse dem «Besoin de grandeur» von Charles Ferdinand Ramuz gegenüberzustellen. Es müsste vielleicht aber einmal getan werden. Ist nicht der alemannische Hang zum Ausserordentlichen, ja Mythischen politisch gefährlicher als das entsprechende Bedürfnis unserer welschen Landesgenossen, die in ihrer Latinität geborgen sind. Um einen Hang zum mythisch Überhöhten handelt es sich gewiss auch bei Ramuz in seinen prachtvollen Gesängen von der Rhone, seinem Lob des Bodens und des einfachen Lebens, wie er es sah.

III.

Das Jahr 1921 ist in der deutschschweizerischen Dichtung, mehr noch als in Deutschland und Österreich, durch Erzählungen bestimmt gewesen. Der touristische Reiz des im Ersten Weltkrieg verschonten Ländchens machte sich auch in der Literatur bezahlt; die Romane Jakob Christoph Heers und Ernst Zahns erlebten Riesenauflagen, John Knittel begann ein Bestsellerautor zu werden. Wenn sich Dichtung so gut verkaufen liess, übte das offenbar auch einen Einfluss auf die Produktionsfreudigkeit der Kollegen aus: von 1921–1922 stieg die Zahl der neuerschienenen Prosatitel, wie Jean Moser in seiner instruktiven Untersuchung *Le Roman Contemporain en Suisse Allemande* 1934 anhand eines Diagramms zeigte, das erstemal sprunghaft an[10]. Zu einem zweiten Gipfel in der Produktionszahl sollte es drei Jahre später kommen.

Wir konnten damals noch mit Fug ein Volk der Erzähler genannt werden; von der Lyrik und dem Theater jener Zeit hatte weniges Bestand. Verglichen mit Rilkes *Duineser Elegien* oder seinen *Sonetten an Orpheus* (beide 1923) fallen die einige Jahre vorher oder kurz nachher erschienenen Gedichte von Karl Stamm oder von Max Pulver oder gar die Mundartlieder Josef Reinharts doch wohl kaum ins Gewicht. Welche Kontraste! Bei Rilke Verse, die für das Abendland, ja für die Welt von eminenter Bedeutung wurden. In der Schweiz Gedichte, die im ganzen doch eher privaten Charakter behielten, allenfalls gute Volksdichtungen waren. Im Gebiet des Theaters stand es nicht viel anders. Cäsar von Arx war damals noch Dramaturg in Leipzig; seine erfolgreichen Stücke erschienen erst später. Man halte seinem Volksstück *Die rote Schwizerin* und dem *Solothurner Festspiel* (beide 1921) Johannes Bechers Bekenntnisdrama *Arbeiter, Bauern und Soldaten*, Ernst Tollers Dramen *Masse Mensch* oder *Die Maschinenstürmer* und Bertol. Brechts *Trommeln in der Nacht*, alle in diesen Jahren aufgeführt, entgegent Oder gar die Exildeutschen, die sich gern so geistreich destruktiv gaben. Die Gruppe von Dadaisten um Ball, Huelsenbeck, Arp, Tzara, die 1916 bis 1918 im Cabaret Voltaire aufgetreten war, zog allerdings bald nach Berlin weiter, und die Zeit für das politisch wichtige grosse Kabarett war noch nicht da. Das alles lag aber 1921 (dem Geburtsjahr Friedrich Dürrenmatts) schon in der Luft.

Am interessantesten scheint mir in der hier zur Diskussion stehenden literarischen Szene für einen Nichteinheimischen der Roman *Johannes* und der in dieser Dichtung schon im Keime sichtbare Fall Schaffner. Dieser Fall ist in unserem Land immer noch nicht recht verarbeitet worden. (In den Parallelfällen Hamsun und Pound kam es zu Gerichtsverhandlungen.) Und doch täte es gut, sich auf den unglückseligen Ausbrecher zu besinnen; Extremisten von links und rechts vergessen ihn aus den verschiedenartigsten

Gründen. Warum er für Nationalisten tabu ist, muss nicht erklärt werden. Doch auch Progressive befassen sich natürlich niemals mit dem auf fatale Weise fortschrittsgläubigen Basler. – Nicht bloss Spiessbürgerlichkeit ist unsere nationale Untugend, sondern auch allzu joviale Modernität, leichtfertige Antibürgerlichkeit. Es ist wohl kein Zufall, dass gegenwärtig Zynismus in der Gestalt der Behäbigkeit, wie er sich in gewissen Werken Dürrenmatts manifestiert, so hoch im Kurs steht. Sein Ernst, sein Witz, seine dramatisch wirksamen Hiebe gegen West und Ost sind urschweizerisch. Allein – «Manchmal muss sich auch der beste Mann von der besten Frau und dem besten Vaterland erholen», sagte Schaffner einmal[11].

[1] Die sogenannten zwanziger Jahre. Hg. Reinhold Grimm und Jost Hermand, Bad Homburg (Gehlen), 1970. – [2] Jakob Bosshart, Ein Rufer in der Wüste, Leipzig (Grethlein) 1921, S. 239. – [3] Zum Biographischen und Gesamtwerk, Werner Günther, Dichter der neueren Schweiz I, Bern (Francke) 1963. – [4] Eduard Korrodi, Schweizer Dichtung der Gegenwart, Frauenfeld 1924, S. 60. Jakob Schaffner, Johannes, Stuttgart (Union Deutsche Verlagsanstalt) 1922; Zitate aus dieser Ausgabe. Neuauflage jetzt im Arche-Verlag Zürich. – [5] Johannes, a. a. O., S. 14f. Die Verbindungsbahn zwischen Deutschland und der Schweiz, Wiesenthalbahn, Träume davon ... – [6] Jakob Schaffner, Kampf und Reife, Stuttgart 1939, S. 100. – [7] Johannes a. a. O., S. 190ff. Unmotivierter Ersatz eines Berichts durch szenische Darstellung, bzw. unerklärtes Herausfallen aus der Ich-Erzählform. – [8] Zum konfessionell-politischen Problem vgl. mein Buch Heimat und Fremde, Bern 1958, S. 27ff., S. 35ff. – [9] Die sogenannten zwanziger Jahre, a. a. O., S. 179. – [10] Jean Moser, Le Roman Contemporain en Suisse Allemande. De Carl Spitteler à Jakob Schaffner, Lausanne 1934, S. 305. – [11] Zitiert nach Jean Moser, Le Roman Contemporain ... a. a. O., S. 242.

Der abseitige Standort

ANTON KRÄTTLI

Soviel sich in den vergangenen fünfzig Jahren geändert hat, so konstant und unverändert scheinen – aus Äusserungen der Betroffenen zu schliessen – die Schwierigkeiten, die dem Künstler und Schriftsteller in der Schweiz zu schaffen machen. Die Feststellung mutet absurd an. 1921 und 1971: die Szenerie ist nicht wiederzuerkennen, die erweiterten Möglichkeiten künstlerischer Gestaltung und vor allem die durch Information und Kommunikation erreichte Gleichzeitigkeit aller Erscheinungen der Kunstwelt haben

in dem vergangenen halben Jahrhundert so von Grund auf veränderte Zustände geschaffen, dass es unmöglich scheint, eine Behauptung zu belegen, wie sie soeben aufgestellt worden ist. Dennoch werden heute noch immer Klagen vernehmlich, die sich wenig von dem unterscheiden, was zum gleichen Thema aus der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg überliefert ist. Sie beziehen sich alle auf die Sonderstellung der Schweiz, zunächst in politischer, mehr noch in geistiger und künstlerischer Hinsicht, und sie beziehen sich auf die Ungunst, die sich daraus für den schöpferischen Menschen in diesem Lande ergibt. Der abseitige Standort, ausserhalb und abseits der Geschichte, abseits der gewaltigen Schläge, denen die Welt ausgesetzt ist und die vornehmlich das Bewusstsein der künstlerisch schaffenden Zeitgenossen revolutionieren, wird nicht als Wohltat, sondern als Benachteiligung erfahren. Die Schweiz erscheint ihren Schriftstellern, Komponisten, Malern und Plastikern nicht vornehmlich als eine Oase des Friedens oder als ein Ort, der ungestörtes Schaffen ermöglicht, sondern weit mehr als ein Nebenraum, abgeschirmt oder gar abgetrennt vom wesentlichen, pulsierenden Leben, vom bewegenden Gang der Ereignisse. In diesem stillen Raum fehlt es an Herausforderung, nämlich an der Unruhe, der Anfechtung und der Krise einer chaotischen Gegenwart, aus denen geistige Revolutionen hervorzugehen pflegen. Der abgeschirmte und befriedete Standort begünstigt die Bewahrer und lähmt die Neuerer. Stürme im Wasserglas ändern nichts an dieser Tatsache.

Natürlich haben Klagen darüber etwas Fragwürdiges und Missliches. Die Gerechtigkeit fordert, die Wohltaten der Geborgenheit zu würdigen, die Vorteile einer relativ gesicherten Existenz zu verteidigen. Sie schaffen Voraussetzungen, die man nicht nur aus Egoismus, weil man sich's gerne wohl sein lässt, nicht leichtfertig in den Wind schlagen wird. Aber gerade, weil sich unsere politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Schöpfungen in aller Ruhe und unangefochten entwickeln könnten, wächst der Immobilismus, wächst die Neigung zur selbstgerechten Genügsamkeit, die darauf verzichtet, sich höchste Ziele zu setzen. Die Kritiker der Schweiz weisen mit gutem Recht auf den schweizerischen Hang zur Durchschnittlichkeit hin, auch auf das Misstrauen, das man der Grösse und dem Ausserordentlichen grundsätzlich entgegenbringt. Der Gesättigte liebt die Ruhe und verabscheut, was ihn aus seiner bequemen Lage aufscheuchen könnte.

Es gibt eine umfangreiche Malaise-Literatur, die immer aufs neue und von verschiedenen Seiten her auf die Stagnation hinweist, unter der die geistig und künstlerisch Produktiven in der Schweiz zu leiden haben. Wir finden entsprechende Aussagen bei Albin Zollinger, bei Max Frisch, und wir finden sie vor allem bei jüngeren Schriftstellern, die mit fast schon verwunderlicher Hartnäckigkeit dieses Motiv variieren. Es mag dabei viel undifferenzierte und zweifellos auch rein konjunkturbedingte Scheinkritik

mit unterlaufen. Aber das erstaunliche Faktum bleibt bestehen, dass die Situation nicht wesentlich anders gesehen wird als 1921. Als Beispiel möge hier ein kurzer Abschnitt aus den Aufsätzen zur Schweizer Kunst stehen, die Paul Nizon 1970 veröffentlicht hat. Ihr Verfasser macht den Versuch, aus einer gewissen kritischen Distanz, nicht aus der Subjektivität eines Einzelgängers, zu urteilen. Nach einleitenden Betrachtungen über die Schweiz als Kulturschauplatz schreibt er:

> Ein Land, das sich aus den Weltkonflikten heraushält, aber mehr als das: sich bewusst das Weltgeschehen und damit in der Konsequenz die Geschichte vom Leibe hält –, ein solches Land kann natürlich nur schwer jenes weltbedeutende Schicksalsklima kristallisieren, das wir als Voraussetzung für wesentliche Kunstzentren erkannt haben. Es droht vom Bewässerungsstrom der Geschichte umgangen, wer weiss – vielleicht brackig zu werden[1].

An sich besteht kein Grund, wie wir noch sehen werden, die sachliche Richtigkeit dieser Bemerkung anzuzweifeln. Fragwürdiger scheint die Wortwahl und damit wohl auch die Begriffswelt, in der sie sich bewegt. Das «weltbedeutende Schicksalsklima» tönt reichlich hochtrabend und will nicht mehr recht in die Gegenwart passen. Es gibt in Nizons Text noch andere Begriffe und Wendungen, die antiquiert und überholt anmuten. Zum Beispiel ist, was er mit Bezug auf künstlerische «Grösse» sagt, nicht reflektiert und missverständlich, und wenn von «stilbildenden Schulen» die Rede ist, so stellt sich auch da die Frage, ob hier nicht Wort und Sache auf Verhältnisse angewendet werden, in denen sie keinen rechten Sinn mehr ergeben.

Aber zunächst muss man erkennen, dass die Angst vor der «vergrasten Provinz» (Zollinger) ihre konkreten Ursachen hat. Die Schweiz erweist sich in dem halben Jahrhundert seit dem Ersten Weltkrieg als wenig begierig nach Ideen und Experimenten. Denkbar wäre doch, dass die einmalige Chance einer ruhigen und steten Entwicklung genutzt würde, im Innern wie nach aussen freiwillig zu handeln und zu gestalten, und das heisst: auch umzugestalten und Neues zu versuchen. Aber die lähmende Wirkung geordneter Zustände ist stärker. Die ängstliche Bewahrung des Erreichten und Gesicherten verhindert den Aufbruch zu Taten. Und es ist selbst so, dass sich verdächtig macht, wer Gedanken dieser Art offen ausspricht. Was will er denn? Gefällt es ihm etwa nicht, so wie es einmal ist? Dergleichen Fragen lasten schwer in der Luft. Und jeder, der das Bestehende kritisiert, bekommt sie zu hören. Dass aber gerade der in schöpferischer Unruhe Produktive unter dieser gewissermassen zur Pflicht erklärten Zufriedenheit leidet, ist verständlich. Es wäre ohne weiteres möglich, davon ausgehend eine «tragische» Kunst- und Literaturgeschichte der vergangenen fünfzig Jahre zu schreiben, die an jene Fälle anknüpft, von denen schon Karl Schmid in seinem Buch «Unbehagen im Kleinstaat» handelt, sie erweitert durch Stu-

dien über Hans Morgenthaler, Robert Walser, Friedrich Glauser und andere und durch Beispiele auch aus der Geschichte der jüngeren Schweizer Malerei. Erwähnt sei hier der noch wenig bekannte Fall des Aargauers Karl Ballmer, der in Hamburg zu einem Pionier der abstrakten Landschaftsmalerei heranwuchs und in Norddeutschland vielversprechende Erfolge hatte. Als er 1937 mit einem Malverbot belegt wurde (seine Kunst galt der Reichskulturkammer als «entartet»), vertauschte er durch seine Rückkehr in die Schweiz zwar den gefährdeten Ort am Pulsschlag der Zeit mit einem relativ sicheren Refugium; aber unverstanden sah er sich zuhause erst recht. Nicht nur, dass seine für Schweizer Verhältnisse revolutionäre Malerei auf Ablehnung stiess: er geriet in eine Phase verschärfter provinzieller Abkapselung, in der das Bodenständige alles, der avantgardistische Vorstoss nichts galt. Ballmer zog sich verbittert in das Tessin zurück, wo er 1958 starb. Seine wahre Bedeutung wird erst jetzt sichtbar.

Es gibt einen fast rührenden Beleg dafür, dass schon vor dem Ersten Weltkrieg durchaus analoge Verhältnisse herrschten, rührend darum, weil darin der Wille zum Ausdruck kommt, aus den gegebenen Bedingungen das beste zu machen und sich zu bescheiden. 1913 erwiderte der Feuilletonredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», Fritz Marti, auf einen Aufsatz, der in der reichsdeutschen Zeitschrift «Kunstwart» erschienen war und in dem ein Kritiker Grundsätzliches und Gelegentliches zum Romanschaffen der deutschen Schweiz angemerkt hatte, unter anderem etwa, dass diese Literatur in ihren Motiven, ihrer Haltung und ihrem Stil auf das Lokale begrenzt sei und dass deshalb innerhalb der deutschen Prosa die schweizerische längst die Stellung verloren habe, die sie durch Keller und Meyer einst eingenommen habe. Es sei seit der Jahrhundertwende in der Schweiz nichts entstanden, was zu besonderem Stolz oder zu besonderer Freude Anlass gäbe. Dem trat Marti entgegen. Ich erwähne den unbedeutenden Streit nicht um der Sache willen, sondern wegen der Argumente, die der Verteidiger dabei ins Feld führt. Er schreibt, was man an unserer Literatur vermisse, also Weltbedeutung, Angriff und Eingriff im Streit der aktuellen und bedeutenden Strömungen der Literatur, sei nichts als die Schattenseite ihrer Vorzüge. Die geistige und moralische Gesundheit, verbunden mit einem poetischen Realismus, «der sich innerhalb der Grenzen des bürgerlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Ideals» bewege, habe die Schriftsteller vor Extravaganzen bewahrt, aber freilich auch vor Höhen und Tiefen. Es fehle tatsächlich der «höhere Flug», und leider besässen wir keine «Geniezüchtereien». Unsere demokratische, kleinbürgerliche Atmosphäre mit der gemässigten Gefühlstemperatur, dem Optimismus der Sattheit und dem behaglichen Opportunismus seien der überragenden künstlerischen Persönlichkeit im Wege.

Das sagt ein Mann, der sich offensichtlich mit diesen besonderen Be-

dingungen ausgesöhnt hat. Er nimmt die Beschränkungen des abseitigen Standorts, die allem Ausserordentlichen ungünstig sind, ausdrücklich in Schutz. Aber es ist unverkennbar, dass er sie haargenau so sieht, wie die Kritiker, die eben diese Beschränkungen zum Gegenstand ihrer Kritik machen, vor fünfzig Jahren ebenso wie noch heute. Das heisst, dass man zwar bekämpfen oder akzeptieren kann, was die Schweiz als künstlerischen Nährboden karg und steinig macht, dass man aber kaum darüber streiten wird, wie karg und steinig er nun einmal ist. Und wenn wir also noch einmal auf die Frage zurückkommen, was sich in den vergangenen fünfzig Jahren geändert habe, so muss die Antwort wohl oder übel lauten: in dieser einen Hinsicht wenig oder nichts.

Aber man trifft die Verhältnisse, die heute bestehen, nur sehr ungenau und schlecht, wenn man sich dabei in unkritischer Weise der Begriffe bedient, die um 1920 herum noch unangefochten waren. Das ist der Grund, warum Nizons Aufsätze zur Schweizer Kunst stellenweise antiquiert anmuten. Das «weltbedeutende Schicksalsklima» wurde schon erwähnt. Hier wäre etwa – aus der Fortsetzung des zitierten Textes – die Feststellung beizufügen, dass die Schweiz einen Künstler «nicht gross machen» könne: man muss sich fragen, ob das alles noch in dieser Weise zu formulieren sei, nachdem sowohl die äusseren Voraussetzungen kultureller Aktivitäten wie das Kultur- und Kunstverständnis selbst tiefgreifende Wandlungen durchgemacht haben. Einerseits ist die Vorstellung von den Orten, an denen so etwas wie ein «weltbedeutendes Schicksalsklima» herrscht, allmählich doch nicht mehr ganz richtig, eine Legende mehr als greifbare Wirklichkeit. Das Klima, das hier gemeint ist, umspannt die Welt als Ganzes und überdeckt auch die Schweiz. In den vergangenen Jahrzehnten sind Möglichkeiten der Kommunikation und der Information verwirklicht worden, die auch am abseitigen Standort in jedem Augenblick Welt vergegenwärtigen, ganz abgesehen von der umfassenden Interdependenz. Hiroshima ist, wie Kurt Marti verkürzt und wirksam formuliert, ein Dorf in der Schweiz geworden[2]. Dessen müsste man sich aber auch bewusst bleiben, wenn man die Schweiz als Kulturschauplatz beschreibt. Die jüngere und jüngste Generation der Schweizer Künstler ist in weit geringerem Mass der Abseitigkeit und Verspätung der schweizerischen Situation ausgesetzt als etwa die Generation, die in den zwanziger und dreissiger Jahren auftrat. Der zeitliche Abstand zu den künstlerischen Ereignissen an den Brennpunkten des Geschehens ist kleiner, die Abseitigkeit weniger spürbar, die Kommunikation dichter und vollständiger geworden. Damit wird nicht bestritten, dass im Grundzug noch immer zutrifft, was Nizon und vor ihm viele andere festgestellt haben.

Nur wäre in einer künftigen Diskussion dieser Fragen auch zu prüfen, ob zum Beispiel ein Begriff wie «Grösse» in der radikal veränderten kul-

turellen Situation überhaupt noch sinnvoll sei. Das gleiche gilt von der Vorstellung «stilbildender Schulen». Was im Zeitalter der totalen Kommunikation hinüber und herüber spielt, von New York nach London und von Berlin nach Paris, aber auch von allen diesen Zentren in die Schweiz – wenn auch nicht in gleichem Masse von da in alle diese Zentren hinaus, das lässt sich nicht mehr streng lokalisieren, das ist der Ansatz zu einem Dialog, der keinesfalls mehr in abgegrenzten Zirkeln stattfindet. Endlich wären auch die Begriffe «Provinz» und «Zentrum» unter veränderten Bedingungen neu zu definieren, ebenso wie die Art ihrer Beziehungen zueinander. Die Möglichkeiten und Wirkungen der Massenmedien sind radikal weltverändernd, was sich wiederum auf die künstlerische Situation auswirkt. Jedenfalls mutet es doch etwas seltsam an, wenn vor diesem Hintergrund heute noch mit Begriffen wie «Schicksalsklima», «Grösse», «stilbildende Schule» argumentiert wird. Sie gehören einem Abschnitt geschichtlicher Entwicklung an, der genau so abgeschlossen ist wie die Epoche des individualistischen Künstlergenies, das der Welt seine Wahrheiten offenbart. Das Kultur- und Kunstverständnis wandelt sich rasch, es wendet sich ab von Vorstellungen des «kulturellen Besitzes» und des «Erbes», und es richtet sich vermehrt auf die geistige und künstlerische Durchdringung aller Lebensäusserungen und Bedingungen.

Wenn es zutrifft, dass Hiroshima ein Dorf in der Schweiz ist, dann sind die Brennpunkte künstlerischer und geistiger Ereignisse wie New York, Paris oder London es auch, nämlich nicht fernab liegende Zentren, mit denen wir keine Verbindung haben, sondern Schauplätze eines Gesamtprozesses, der weltumspannend und gegenwärtig ist. Zwar mag der abseitige Standort der Schweiz nach wie vor zu Verspätungen führen, sicher auch zu der Neigung, viel lieber Überliefertes zu bewahren, als neu Entstehendes zu prüfen, zu diskutieren und in eigenen Beiträgen weiter zu entwickeln. Aber infolge der weltumspannenden Kommunikation, infolge der Verwirklichung von Gleichzeitigkeit könnte das sehr rasch aus einem Handikap zu einer liebenswürdigen Besonderheit, vielleicht sogar zu einer seltenen Ursache fruchtbarer Spannungen werden. Von provinzieller Isolation wird man im Zeitalter der Nachrichtensatelliten nicht mehr unbedacht und undifferenziert sprechen können. Der Blick auf unsere aktuelle künstlerische und literarische Situation bestätigt das. Die Ausstellungen jüngerer Maler und Plastiker belegen die Feststellung, die Nizon übrigens selber trifft, dass sich die junge Generation der Schweizer Künstler mit New York oder London solidarischer fühlt als mit der Heimat.

Wenn freilich mit «Grösse», die die Schweiz nicht zu vergeben habe, der Grad von Publizität und Berühmtheit gemeint ist, den die Weltstädte mit ihren umfangreicheren Verstärkeranlagen erreichen, so wäre dem entgegenzusetzen, dass schon Fritz Marti höchst skeptisch von den «Geniezüch-

tereien» gesprochen hat; diese Skepsis ist heute in weit höherem Masse berechtigt als je. Publizität ist herstellbar geworden, eine Frage der Apparate, Reflektoren und Resonanzkörper. Sie ist zweifellos in den Zentren grösser als an abseitigeren Standorten. Aber sie bewirkt zugleich, dass Ideen, Möglichkeiten, auch kurzlebige Versuche auf den Gebieten der Kunst und der Literatur, des Films und des Theaters in ununterbrochener Folge zur Diskussion gestellt werden, und dies über die Grenzen hinweg und ohne nennenswerte Verspätung. Es liegt an jedem einzelnen Menschen, der sich damit auseinandersetzt, ob und wie er darauf reagieren will, ob er Alternativen dazu finde oder Ergänzungen. Das Kunst- und Literaturgeschehen der Gegenwart ist nicht auf die Äufnung von «Kulturgut» oder «Kulturbesitz» ausgerichtet, auch nicht auf den Kult der «Grösse», sondern es provoziert die schöpferische Selbsttätigkeit. Insofern haben sich die Verhältnisse auch für den geändert, der einen abseitigen Standort einnimmt. Den Veränderungen, die damit eingetreten sind, kann und darf er sich nicht entziehen.

[1] Paul Nizon, Diskurs in der Enge, Aufsätze zur Schweizer Kunst, Kandelaber Verlag, Bern 1970. – [2] Kurt Marti, Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz, EVZ-Verlag, Zürich 1966.